



universität  
wien

# MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Vereinsarbeit als Sinnstiftung? Perspektiven auf  
Erwerbsarbeitslosigkeit.“

verfasst von / submitted by

Christian Blumhagen, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

A 066 823

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Masterstudium Europäische Ethnologie

Betreut von / Supervisor:

o.Univ.-Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber

## Inhaltsverzeichnis

|  |            |
|--|------------|
| <b>1. EINLEITUNG</b>   | <b>2</b>   |
| <b>2. FELDFORSCHEN</b>   | <b>7</b>   |
| 2.1. DIE ENTDECKUNG EINES FELDES   | 7          |
| 2.2. EIN STAMMTISCH ALS KULTURWISSENSCHAFTLICHES FORSCHUNGSFELD  | 9          |
| 2.3. EINEN STAMMTISCH ETHNOGRAPHIEREN  | 13         |
| FELDFORSCHUNG ALS HALTUNG UND ‚ROLLENSPIEL‘  | 13         |
| ZUR DATENERHEBUNG WÄHREND DER ETHNOGRAPHIE DES STAMMTISCHES  | 21         |
| <b>3. DER VEREIN UND DIE IN IHM ORGANISIERTEN MENSCHEN</b>   | <b>30</b>  |
| 3.1. DER VEREIN  | 31         |
| 3.2. DIE HANDELNDEN PERSONEN   | 32         |
| <b>4. KONTEXTE. SUBJEKTIVIERUNG IM POSTFORDISMUS. ODER: ZUMUTUNGEN DER ÖSTERREICHISCHEN GEGENWART.</b>   | <b>35</b>  |
| 4.1 EINE INSEL DER SELIGEN? TRANSFORMATIONEN DES ÖSTERREICHISCHEN WOHLFAHRTSSTAATES.   | 36         |
| WOHLFAHRTSSTAATSREGIME. GRUNDZÜGE UND KRITIKEN. DER FALL ÖSTERREICH.   | 36         |
| ENDING WELFARE AS WE KNOW IT? ARBEITSMARKT- UND SOZIALPOLITISCHE MAßNAHMEN NACH DEM ENDE DES KEYNESIANISMUS  | 40         |
| WER HAT, DEM WIRD GEGEBEN? POLARISIERUNGEN   | 45         |
| 4.2. FLEXIBILISIERUNG, PREKARISIERUNG UND DAS ENDE EINES LEBENSLAUFREGIMES   | 50         |
| FLEXIBLE MENSCHEN. UNTERNEHMERISCHE SUBJEKTE.  | 50         |
| PREKARITÄT UND PREKARISIERUNG. EXKLUSION ALS ENDSTATION.   | 53         |
| LAUFBAHNEN UND LEBENSLÄUFE. VOM WEGFALL DES ERWARTBAREN.   | 57         |
| 4.3. KULTURWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVEN AUF ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT UND IHRE FOLGEN  | 59         |
| <b>5. KULTURWISSENSCHAFTLICHE ERZÄHLFORSCHUNG  </b>  | <b>64</b>  |
| 5.1. VOM MÄRCHEN ZU KOMMUNIKATIVEN LEBENSWELTEN  | 64         |
| 5.2. ERZÄHLUNGEN UND ERZÄHLEN  | 68         |
| ERZÄHLUNG – ALS ARTEFAKT   | 68         |
| ERZÄHLEN – ALS PRAXIS  | 72         |
| 5.3. WIE GELINGT ERZÄHLEN?   | 75         |
| 5.4. BLINDE FLECKEN GEGENWÄRTIGER KULTURWISSENSCHAFTLICHER ERZÄHLFORSCHUNG   | 78         |
| <b>6. ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT ALS BIOGRAPHISCHES DATUM   ERFAHRUNGEN IN DER ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT   ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT, KOLLABORATIONEN UND HALTUNG</b> | <b>81</b>  |
| 6.1. ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT ALS BIOGRAPHISCHES DATUM  | 82         |
| 6.2. ERFAHRUNGEN IN DER ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT  | 93         |
| 6.3. ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT, KOLLABORATIONEN UND HALTUNG  | 99         |
| <b>7. FAZIT</b>  | <b>107</b> |
| <b>8. LITERATURVERZEICHNIS</b>   | <b>109</b> |
| <b>9. ANHANG</b>   | <b>123</b> |
| 9.1. ABSTRACT /ZUSAMMENFASSUNG   | 123        |

## 1. EINLEITUNG

„Gegenwärtig ist das Gefühl weit verbreitet, dass der Kapitalismus sich in einem kritischen Zustand befindet, kritischer als irgendwann sonst seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.“ (Streeck 2015a: 99) Der Soziologe Wilhelm Streeck fasst hier in Worte, was in der Gegenwart viele Menschen empfinden – und ich möchte hier ergänzen, auch täglich am eigenen Leib erfahren: der Kapitalismus, verstanden als „Gesellschaftsordnung und Lebensweise“ (ebd.) funktioniert nicht mehr. Er macht drei große, sich seit vier Jahrzehnten abzeichnende und sich gegenseitig verstärkende Tendenzen aus, die hierfür als Beleg gelten können: Einen anhaltenden Rückgang des Wirtschaftswachstum, eine stetig steigende Staatsverschuldung und eine sich mehr und mehr verschärfende Ungleichheit der Einkommen und Vermögen (ebd.: 99f.).<sup>1</sup>

Die ersten Jahre der Nachkriegszeit waren (zumindest in den westlichen Industrienationen) von einer keynesianischen Wirtschaftspolitik geprägt, die bald darauf vom „neoliberalen Hayekianismus der Gegenwart“<sup>2</sup> (ebd.: 103) abgelöst wurde:

„An die Stelle der politischen Formel von Wirtschaftswachstum durch Umverteilung von oben nach unten trat eine neue Doktrin, die sich und anderen wirtschaftlichen Fortschritt als Folge einer Umverteilung von unten nach oben versprach.“ (ebd.: 103f.)

Zentrales Instrument zur Umsetzung dieser Ideologie ist die Behauptung Wirtschaftswachstum wäre nur dann möglich, wenn Märkte möglichst frei von staatlichen Eingriffen seien (ebd.: 104).<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Aktuell belegt dies ein Bericht der international agierenden Organisation Oxfam, nach deren Berechnungen 62 Personen soviel Vermögen akkumuliert haben wie die Hälfte der Weltbevölkerung (Oxfam 2016: <https://www.oxfam.de/system/files/bp210-economy-one-percent-tax-havens-180116-en.pdf> [letzter Zugriff: 04. Dezember 2018])

<sup>2</sup> Diese Bezeichnungen beziehen sich auf die beiden Ökonomen John Maynard Keynes (1883-1946) und Friedrich August Hayek (1899-1992). Grob umrissen steht Keynes für staatliche Eingriffe in den/die Märkte, während Hayek als Vertreter neoklassischer Theorie für ein striktes Heraushalten aus dem Marktgeschehen eintritt (dazu Ludwig-Mayerhofer 2005: 202f.). Hayek gilt heute als einer der Vordenker des Neoliberalismus (Bierbricher 2014; <http://www.zeit.de/2014/38/neoliberalismus-august-von-hayek-kapitalismus/komplettansicht> [letzter Zugriff: 04. Dezember 2018]).

<sup>3</sup> Wolfgang Ludwig-Mayerhofer verdeutlicht dies am Beispiel von Erwerbsarbeitslosigkeit: „Anhaltende Arbeitslosigkeit [sic!] kann nur durch Störungen der Marktkräfte entstehen. [...] Als wirksame Gegenmaßnahme sieht man in dieser Theorie den Abbau von ‚Lohnrigiditäten‘ – also eines hohen und

Unregulierte Märkte, zu denen auch Arbeitsmärkte zu zählen sind, führen das für den Kapitalismus „strukturelle Grundmerkmal der Lohnabhängigkeit“ (Sutter 2013a: 12) wieder auf „die soziale Verunsicherung der Lebensverhältnisse“ (ebd.) zurück. Unsicher sind Lebensverhältnisse, wenn der Erwerb widerruflich ist (Dieckmann 2005: 9):

„Prekarität ist also nicht mehr und nicht weniger als die Grundform von *Lohnabhängigkeit*. Nicht von *Lohnarbeit*, sondern von *Lohnabhängigkeit*, denn der ‚freie Arbeiter‘ ist auch dann abhängig, wenn er erwerbslos ist, während es umgekehrt durchaus Lohnarbeiter gibt, die keineswegs zwingend lohnabhängig sind.“ (ebd: 10; Hervorhebung i.O.)

Lohnabhängige Menschen sind, da sie über keine Produktionsmittel verfügen, zur Existenzsicherung dazu gezwungen „ihre Arbeitskraft an jene zu verkaufen, deren Interesse es ist, die Lohnkosten möglichst gering zu halten, um auf dem Markt konkurrieren zu können.“ (ebd.) Dieser „Interessensgegensatz zwischen Arbeit und Kapital“ war und ist in allen kapitalistischen Gesellschaften immer gegeben (Sutter 2013a: 11). In den westlichen industrialisierten Staaten wurde dieser Konflikt für eine – historisch betrachtet kurze – Phase entschärft, von den 1950er Jahren an und bis in die 1970er reichend, kam es zu einer „Dekommodifizierung von Arbeitskraft“ (Sutter 2013a: 301). Diese Phase fällt wenig überraschend mit der Hochzeit des Keynesianismus zusammen: Wirtschaftswachstum setzt hier eine entsprechend gesicherte bzw. steigende Nachfrage voraus, die sich wiederum positiv auf die Beschäftigung auswirkt. Diese steigert dann wiederum die Nachfrage (Ludwig-Mayerhofer 2005: 203). In diesem Zeitraum waren auch zwei wirksame Gegenkräfte des Kapitalismus organisiert:

„Sozialismus und Gewerkschaftsbewegung haben, indem sie der Kommodifizierung Grenzen setzten, den Kapitalismus davor bewahrt, seine nichtkapitalistischen Grundlagen zu zerstören [...]. Unter Keynesianismus und Fordismus konnte der Kapitalismus sich darauf verlassen, dass seine mehr oder weniger loyale Opposition ihm, insbesondere in Rezessionszeiten, die nötige Gesamtnachfrage sicherte und stabilisierte.“ (Streck 2015a: 111)

---

relativ egalitären Lohnniveaus – und weitere beschäftigungshemmende Faktoren, etwa die Verringerung und Reichweite gesetzlicher Regelungen [...] und die Senkung von Abgaben“. (2005: 202f.)

Die Ware Arbeitskraft wurde dem freien Wettbewerb (teilweise) entzogen. Die Mittel um dies zu erreichen waren arbeitsmarkt- und sozialpolitische Maßnahmen, die in langwierigen Auseinandersetzungen<sup>4</sup> erkämpft wurden: Begrenzungen der Arbeitszeit, Tariflohn, Sozialversicherungssysteme etc. (Sutter 2013a: 11, Sutter 2013b: 301). Diese Maßnahmen führten zur Entstehung und dem zeitweilig raschen Anwachsen wohlfahrtsstaatlicher Programme (Esping-Andersen 1990: 1f.). Ein Verdienst dieser war es, den „Verlauf des individuellen Lebens planbarer und vorhersagbarer“ (Sutter 2013a: 12) zu machen – zumindest für männliche Angehörige der Mehrheitsgesellschaft (Sutter 2013b: 301). In Bezug auf die Erwerbsarbeit bildete sich das sogenannte Normalarbeitsverhältnis heraus (ebd.) und damit auch

„Lebensführungskonzepte, in deren Mittelpunkt das Leitbild der konsumierenden heterosexuellen Kleinfamilie mit einer weiblichen Mutter und Hausfrau sowie einem männlichen Familienernährer stand, der von der Ausbildung bis zur Pension im selben Betrieb arbeitet.“ (Sutter 2013a: 12)

Was aber passiert, wenn der Kapitalismus zu erfolgreich ist? Wenn er es in seinem Siegeszug geschafft hat, dass die zum „Schutz vor einer vollständigen Unterwerfung unter die Marktgesetze geschaffenen Institutionen an zahlreichen Fronten abgebaut oder geschwächt“ (Streeck 2015b: 109) werden bzw. diese immer weiter schwächt? Was passiert, wenn die aktuellen „Politiken sozialer Verunsicherung“ auf Menschen treffen, „die nicht aus vor- oder nichtkapitalistischen Lebenswelten herausgerissen wurden“ (Sutter 2013a: 12), sondern im Kapitalismus vergesellschaftet wurden? Wenn Prekarität und Proletarität aufgrund des Merkmals der Lohnabhängigkeit gleichzusetzen sind, stellt sich die Frage danach, wie Individuen mit der für sie neuen „Proletarität *hoch entwickelter kapitalistischer Subjekte*“ (Dieckmann 2005: 13) umgehen?

Diesen großen Fragen gehe ich in meiner hier vorliegenden Masterarbeit im Kleinen nach. Gegenstand meiner Forschung sind Menschen, die sich in einem Verein zusammengefunden haben, der einerseits Selbsthilfe anbietet, andererseits als Interessenvertretung für Personen auftritt, denen es nicht (mehr) gelingt, ihre Ware Arbeitskraft am nun mehr und mehr deregulierten Markt zu verkaufen. Die Mitglieder\_innen des Vereins *vita activa*<sup>5</sup> befassen sich, so habe ich im Verlauf

---

<sup>4</sup> Zur Geschichte dieser Kämpfe siehe Abendroth (1997), Hoffrogge (2011) und Kuhn (2004).

<sup>5</sup> Der Name des Vereins und die Namen der Mitglieder\_innen sind anonymisiert.

meiner Forschung gelernt, aber nicht nur mit dem Thema Erwerbsarbeitslosigkeit. Vielmehr werden im Rahmen einer für den Verein zentralen Aktivitäten, dem wöchentlich stattfindenden Stammtisch, eine Vielzahl von Entwicklungen – und deren Folgen – be- und verhandelt.

Ich schließe damit an eine Tradition kritischer Sozialforschung an, die in der von Pierre Bourdieu angeleiteten Studie *Das Elend der Welt* (1997) begründet und in der Folge von Franz Schultheis und Kristina Schulz (2005) unter dem Titel *Gesellschaft mit begrenzter Haftung* für den deutschen Kontext sowie Elisabeth Katschnig Fasch unter dem Titel *Das ganz alltägliche Elend* (2003) für die österreichischen Verhältnisse adaptiert wurde.

Es geht mir darum aufzuzeigen, welche Wirkungen die neoliberalen Umstrukturierungen des österreichischen Wohlfahrtsstaates auf die und in den Subjekten entfalten. Auch für die Republik Österreich lässt sich ein

„sich in vielfältiger Form zeigende[r] schleichende[r] Rückzug des Staates aus seiner bis dato in gewissem Rahmen anerkannten und übernommenen Verantwortung für das Gemeinwohl – von der sozialen Sicherung und der Durchsetzung von Verteilungsgerechtigkeit bis hin zu seiner Schiedsrichter- und Regelungsfunktion in der Arbeitswelt“ (Schultheis 2010: 211f.)

konstatieren. Eine Möglichkeit sich diesen Wirkungen zuzuwenden ist es, den Fokus auf das Erzählen zu richten, denn „[d]as Erzählen ist eine Verhaltensweise, mit der sich die Menschen mit der Wirklichkeit, mit den realen oder fiktiven Dingen und Befindlichkeiten auseinandersetzen.“ (Fischer 2010: 37) Ich knüpfe an Helmut Fischers Überlegungen zum *reaktiven Erzählen* an: „Erzählen heißt, die Welt erklären. Im Alltag entstehen ständig Anlässe, die Erklärungen in jeder Art und Weise herausfordern und sich in Erzählungen darstellen.“ (ebd.: 45) In meinem Feld ist dieser Anlass die gelebte Erfahrung der teilweise dramatischen Wendung von fordistischen zu postfordistischen Verhältnissen. Die oben skizzierte Entwicklung stellt insbesondere (aber nicht nur) Personen, die in der Blüte des Fordismus vergesellschaftet wurden, vor gravierende Herausforderungen. Für mich stellt sich also die Frage, *wie Subjekte die Transformationen des (österreichischen) welfare capitalism erzählerisch ver- und bearbeiten.*

Um diese Frage beantworten zu können, werde ich im Folgenden zunächst den Verlauf meines Forschungsprozesses skizzieren. Anhand der Entwicklung meiner Forschungsfrage wird deutlich, welcher Stellenwert Erzählen in postmodernen

Gesellschaften hat. In meinem Feld hat Erzählen nicht nur die Funktion, über den eigenen „Lebens- und Erwerbsverlauf zu reflektieren“ (Sutter 2013a: 13). Erzählen geschieht hier auch über das Erzählen der Erfahrungen anderer. Das Erzählen über die Erfahrungen anderer ist eine im Feld angewendete Strategie zur Legitimation des Erzählten. Die Protagonist\_innen verwenden sie um das Gesagte der Subjektivität zu entkleiden und Aussagen über Gesellschaft zu treffen.

Im Mittelteil der Arbeit beschreibe ich zunächst den Verein und seine Mitglieder\_innen um ein erstes Bild von meinem Feld zu zeichnen. Es folgt eine ausführliche Auseinandersetzung mit den Transformationen in westlichen Wohlfahrtsstaaten, die immer wieder auf arbeitsmarkt- und sozialpolitische Maßnahmen und Veränderungen in der Republik Österreich fokussiert. Denn sie sind es, welche die Kontexte darstellen, in denen das sprachliche Handeln im Verein praktisch vollzogen wird.

Anschließend lege ich kulturwissenschaftliche Zugänge zum Erzählen dar. Erzählen ist wie andere Formen der Kommunikation von „historisch gewachsenen, tradierbaren, dabei ständig dem Wandel unterliegenden Orientierungs- und Verhaltensmustern beeinflusst.“ (Lehmann 1993: 431) Mit Ove Sutter (2013a: 17) gehe ich von Wechselwirkungen zwischen den derzeitigen hegemonialen Politiken und Sprechen/Erzählen aus, die sich als Prägung des sprachlichen Handelns durch den Neoliberalismus und als Durchsetzung dieser Politiken im Alltag durch ebendieses sprachliche Handeln ausdrücken. Die Perspektive auf das Erzählen ermöglicht aber auch eine „Kulturanalyse der Kritik von Herrschaftsverhältnissen“ (ebd.), denn sie macht es möglich zu verstehen, wie die Akteur\_innen im Feld sprachliches Handeln nutzen, „um neoliberalen Politiken der sozialen Verunsicherung auf der Ebene des Alltags zu widersprechen und zu widerstehen.“ (ebd.)

In der darauffolgenden Analyse meines durch teilnehmende Beobachtungen und qualitative Interviews generierten Materials wende ich mich zunächst meinen Interview-Partner\_innen zu. Ich fokussierte in den Interviews auf die Erwerbsverläufe, Erfahrungen mit Erwerbsarbeitslosigkeit und die Vereinsarbeit. In den autobiographischen Erzählungen scheinen Aspekte ihres Erzählens auf, die sich – nicht in der gleichen Form, aber zum Teil sehr ähnlich – auch im Erzählen beim Stammtisch zeigen. Das Erzählen beim Stammtisch bildet den zweiten Teil meiner Analyse. Es wird

augenscheinlich werden, wie stark sich die beiden sozialen Situationen unterscheiden, bei denen in meiner Forschung erzählt wurde (und für den Stammtisch: weiterhin wird).

## **2. FELDFORSCHEN**

### **2.1. DIE ENTDECKUNG EINES FELDES**

Am Beginn meiner Forschung stand ein zunächst medial unterfüttertes Interesse an Erwerbsarbeitslosigkeit als Thema für diese Arbeit. Im Frühjahr 2015 verwiesen eine Vielzahl an Zeitungsartikeln auf die schlechten Aussichten auf dem österreichischen Arbeitsmarkt, der seit einiger Zeit mit steigender Erwerbsarbeitslosigkeit konfrontiert war und sozialwissenschaftliche Prognosen für die nächsten Jahre einen weiteren Anstieg behaupteten.

Dieses Interesse wurde durch Erfahrungen, die ich im Rahmen meiner Erwerbsarbeit im Einzelhandel machte in konkretere Bahnen gelenkt: im Verlauf einer Woche gaben zwei Frauen ihren Lebenslauf bei mir ab und fragten danach, ob es bei meinem Arbeitgeber derzeit freie Stellen gäbe. Sie würden jede Arbeit machen. Ein Blick in die Lebensläufe der beiden Frauen zeigte: als Bürgerinnen von Staaten, die nicht Mitglieder der Europäischen Union sind, hat ihr Erwerbsverlauf nach der Zuwanderung in die Republik Österreich einen radikalen Bruch erlebt. Aus einer Architektin und einer Molekularbiologin wurden eine Putzfrau und eine Verkäuferin. Dieses Erlebnis machte mir deutlich, wie sehr der österreichische Arbeitsmarkt rassistisch strukturiert ist und infolge dessen Lebenschancen ungleich verteilt werden.<sup>6</sup>

Darauf aufbauen wollte ich zunächst ethnomethodologisch inspiriert danach fragen, wie Erwerbsarbeitslosigkeit in der für ihre Verwaltung zuständigen Institution, dem Arbeitsmarktservice (AMS), als Klassifizierung in den Interaktionen zwischen erwerbsarbeitslosen Personen und den Mitarbeiter\_innen des AMS hergestellt wird. Dieses Vorhaben diskutierte ich zunächst in kleinem Rahmen mit meiner Betreuerin, die auf mögliche Probleme aufmerksam machte, die ethnographischen Forschungen eigen sind: es hätten sich Fragen nach dem Zugang – von oben oder von unten – gestellt und was dies mit der Forschung macht (Schmidt-Lauber 2007a; Bachmann 2002) Zudem hätten sich hier auch datenschutzrechtliche Herausforderungen aufgetan, für die es für die deutschsprachigen Kulturwissenschaften meiner Kenntnis nach keine

---

<sup>6</sup> Dies lässt sich leider auch empirisch belegen, siehe dazu Heitzmann/Österle (2008) sowie für grundlegende Überlegungen zum Verhältnis von Staatlichkeit und Rassismus (Karakayali/Tsianos 2002)



verbindliche Handhabung gibt – von eher vagen Empfehlungen wie Informant\_innenschutz (Breidenstein et. al: 2013) abgesehen.<sup>7</sup> Allmählich von diesem Interesse abrückend, plante ich mich mit der Rolle bzw. der Bedeutung des erlernten Berufes zu befassen. Der österreichische Arbeitsmarkt gilt als stark verberuflicht. Das heißt, Chancen eine dauerhafte, das Auskommen sichernde Beschäftigung zu finden, hängen stark vom Vorhandensein einer (beruflichen) Ausbildung ab bzw. Arbeitnehmer\_innen bleiben im Verlauf ihrer Erwerbskarriere überwiegend im gelernten Beruf beschäftigt. Auch hier plante ich in einem AMS zu forschen. Somit hätten sich auch hier Fragen nach den Zugängen bzw. den „Abwehrreaktionen“ (Breidenstein et. al 2013: 51) der Organisation gestellt. Im Fokus standen bei meinen Ausgangsüberlegungen Klassifikationen. Diese sind zu verstehen als „wirkmächtige Zuschreibungen, die in Diskurse, Institutionen und Praxen eingebettet sind.“ (Klausner 2012: 278) Sie interagieren mit den klassifizierten Subjekten und wirken auf diese zurück (ebd.). Klassifikationen sind ein gewaltvoller Vorgang: „Menschen werden mit massivem Kraft- bzw. Machtaufwand in Kategorien hinein gepresst und in eine neue Form gebracht.“ (ebd.: 294)

Der für organisationsethnographische Forschungen zwingende Zugang über die Institution (Bachmann 2002), hier das AMS, hätte mir aber potentiell die Perspektiven auf die Wirkungen der Klassifikation *erwerbsarbeitslos* verstellen können. Zudem wäre meine Rolle im Feld von vornherein klar auf der Seite des Amtes positioniert gewesen. Diese Erfahrung machte ich in der Forschung für meine Bachelorarbeit, die ich in einem Bürgeramt absolvierte (Blumhagen 2014).<sup>8</sup> Meine teilnehmende Beobachtung wurde von den Bürger\_innen als Bestandteil einer Prozessoptimierung oder Einschulung interpretiert. Die Praxis der Bürger\_innen konnte ich mit dieser Rolle nicht in den Blick nehmen. Es stellte sich also die Frage, wie ich Kontakt zu erwerbsarbeitslosen Personen herstellen kann ohne dabei als ein Repräsentant des ‚Systems‘ zu erscheinen.

Nach weiterer Recherche stieß ich auf einen Artikel in einer österreichischen Tageszeitung, in dem über einen Selbsthilfeverein für Erwerbsarbeitslose berichtet wurde.<sup>9</sup> Am Ende des Beitrags zog der Autor einen Vergleich zu der in der Maßstäbe

---

<sup>7</sup> Im anglo-amerikanischen Raum ist man diesbezüglich anders aufgestellt: laut den Richtlinien der American Anthropological Association sind Forschungen nur mit einem im Vorab unterschriebenen informed consent zulässig. Eine Diskussion, die ich hier nicht weiterführen kann, wäre es jedenfalls wert zu fragen, inwiefern manche Forschungen durch solche Formalisierungen verunmöglicht werden.

<sup>8</sup> In deren Rahmen fragte ich nach den Auswirkungen einer eingeführten Terminverwaltungssoftware auf die Praxis der Mitarbeiter\_innen im Bürgeramt.

<sup>9</sup> Ich verweise hier bewusst nicht auf die Quelle, da dies die Anonymisierung hinfällig machen würde.

setzenden Studie von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel, den *Arbeitslosen von Marienthal* (1975). Er beschrieb die Stimmung beim wöchentlich veranstalteten Stammtisch jenes Vereins als trostlos und resigniert. Die desaströsen Folgen von Erwerbsarbeitslosigkeit, wie sie ja in der Marienthal-Studie herausgearbeitet wurden, schienen also durch eine journalistische Beobachtung (wieder einmal) bestätigt. Der Artikel weckte auf zweierlei Art mein Interesse: zum einen erschien mir der beschriebene Verein als eine Möglichkeit Zugang zu erwerbslosen Personen zu bekommen. Zum anderen empfand ich ihn auf gewisse Weise als Herausforderung. Denn das Fazit des Autors schien mir zu sehr den Diskurs über die Folgen von Erwerbsarbeitslosigkeit zu spiegeln, anstatt danach zu fragen, welches Potential in einer selbst organisierten Interessenvertretung von marginalisierten Personen liegt.<sup>10</sup>

Nach einem Gespräch mit meiner Betreuerin, die meine erste Idee mich und mein Thema per Mail vorzustellen nicht überzeugend fand und mich mit Nachdruck dazu ermutigte, doch einfach mal zu einem Treffen des Vereins zu gehen, überwand ich mich letztlich und besuchte Ende Mai 2015 das erste Mal den Stammtisch. Diesen Stammtisch erschloss ich mir dann in den folgenden Monaten als kulturwissenschaftliches Forschungsfeld. Mein Ausgangsinteresse an der Herstellung und dem Umgang mit der Klassifizierung ‚erwerbsarbeitslos‘ trat in diesem Verlauf hinter die Perspektive ethnographischer Erzählforschung zurück. Gewissermaßen folge ich damit dem „Serendipity-Pattern“, wie es Heinz Bude (2008: 261ff.) im Anschluss an Robert Merton beschreibt: „Serendipity heißt, man findet, was man gar nicht gesucht hat – oder man findet das Gesuchte an Stellen, wo man es, oder auf Arten und Weisen, wie man es nie gesucht hätte.“<sup>11</sup>

## **2.2. EIN STAMMTISCH ALS KULTURWISSENSCHAFTLICHES FORSCHUNGSFELD**

Was ist, beziehungsweise macht einen Stammtisch aus? Im Duden werden als mögliche Bedeutungen folgende vorgeschlagen: ein Stammtisch kann zunächst das Mobiliar sein, an dem in regelmäßigen Abständen ein Kreis von Personen zusammenkommt. Der Ausdruck kann aber auch den Kreis von Personen meinen, die sich regelmäßig treffen (duden.de: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Stammtisch>).

---

<sup>10</sup> Mit dieser Thematik setzt sich Bernd Jürgen Warneken (2006) in der Ethnographie populärer Kulturen auseinander. Den wissenschaftlichen Diskurs über die Folgen von Erwerbsarbeitslosigkeit greife ich weiter unten auf.

<sup>11</sup> Da Kulturwissenschaften im Gegensatz zum überwiegenden Teil der Sozialwissenschaften explizit induktiv arbeiten ist bei ihnen die Chance, Unerwartetes zu finden nachvollziehbar höher.

In diesen verschiedenen Bestimmungen der Wortbedeutung finden sich bereits die drei grundlegenden Elemente, die einen Stammtisch als soziale Situation (Spradley 1980: 39-42) ethnographierbar machen: an einem bestimmten Ort finden sich verschiedene Akteur\_innen, die Aktivitäten nachgehen. Die soziale Situation Stammtisch wird vom US-amerikanischen Anthropologen Dominic Boyer als eine „venerable, mostly masculine institution of German political culture that defines an intimate fraternal space within which social knowledge and political judgements are articulated, negotiated, and contested” (2006: 327) beschrieben. Es sind zumeist themen-, beziehungsweise interessensspezifische Zusammenkünfte bei denen nicht nur über Politik gesprochen wird. Sie bieten auch Platz für andere Aspekte des täglichen Lebens wie die Erwerbsarbeit und schaffen so eine Möglichkeit, (aktuelle) Geschehnisse zu verarbeiten (ebd.: 329).

Die Dominanz von männlichen Teilnehmern – zumindest im ländlichen Raum – bestätigt auch der Wiener Kultur- und Sozialanthropologe Andre Gingrich (2006: 205), der im Rahmen seiner Forschungen zum Neonationalismus in Europa an einer Stammtischrunde im Burgenland teilnahm, die politisch der FPÖ (Freiheitliche Partei Österreichs) nahe stand. Im Rahmen seiner Beobachtungen zeigte sich, dass Stammtische verschiedenen Aktivitäten Raum bieten: neben dem Begehen von wichtigen biographischen Ereignissen wie Geburtstagen, Hochzeiten und ähnlichem fungierten die Runden auch als Karriere-Netzwerke (ebd.). Wichtiger ist meines Erachtens nach aber die dritte von ihm festgestellte Aktivität, denn Stammtische seien die Arenen, in denen Männer Politik diskutieren. Diese Diskussionen bleiben nicht auf lokaler Ebene verhaftet (ebd.). Auch in Österreich sind Stammtische also fester Bestandteil der politischen Kultur, wobei ihnen mitunter eine enorme Bedeutung zugeschrieben wird:

„In fact, *Stammtische* in Austria have a reputation, spread through their occasional representation in the media, of being the *locus classicus* for the formation of public opinion, to the extent that some in the media complain that the media themselves are less influential than the *Stammtische* in shaping public opinion.” (ebd.; Hervorhebungen i.O.)

Gingrich zweifelt diese Behauptung jedoch zu Recht<sup>12</sup> an und beschreibt die Relation zwischen Stammtischen und öffentlicher Meinung wie folgt: „[...] but there is no doubt that powerful, and to an extent hegemonic, elements of discourse are being produced and, more importantly, reproduced in these arenas.“ (ebd.) Gingrich relativiert hier die Bedeutung als Motor der Meinungsbildung: neben der zwar stattfindenden Formierung von öffentlicher Meinung betont er, dass hegemoniale Sichtweisen hier vor allem auch reproduziert werden.

Der Stammtisch von *vita activa* kommt als Institution diesen Beschreibungen nahe: bis auf eine Ausnahme sind die regelmäßigen Teilnehmer alle Männer. Politik bildet einen wesentlichen Teil der Gespräche in der Runde, sie ist jedoch nicht auf diese beschränkt. Das Begehen von biographischen Ereignissen und Netzwerkbildung (im Sinne vom Herstellen von Chancen zur Erwerbsarbeit) treten den (politischen) Diskussionen gegenüber klar in den Hintergrund.<sup>13</sup> Im weiteren Verlauf wird sich jedoch zeigen, dass in den Diskussionen die Reproduktion von öffentlicher Meinung nur auf einige Aspekte zutrifft.

Eine Reihe von allgemeinsprachlichen Komposita wie zum Beispiel Stammtischniveau oder auch Stammtischpolitik weisen darauf hin, dass die Diskussionen und Gespräche bei Stammtischen alltagskulturell oftmals als undifferenziert, wenig reflektiert und auch polemisch angesehen werden.<sup>14</sup> Polemiken können neben anderen aber auch als ein sprachliches Mittel betrachtet werden, die zum kommunikativen Repertoire von Stammtischen gehören und damit einen Bruch mit den üblichen Regeln (politischer) Diskussionen darstellen „[...] the Stammtisch is a communicative space in which the more rigorous and formal expectations of intellectual culture are inverted – humor, polemicism, and irony are common.“ (Boyer 2006: 329) Auch wenn den Gesprächsbeiträgen zumeist mit Respekt und Aufmerksamkeit gefolgt wird, gehören Nebenunterhaltungen, Kommentierungen und bisweilen völlig gegenläufige Interpretationen zur Konversation an Stammtischen dazu (ebd.). Die auch

---

<sup>12</sup> Diese Zweifel sind heute sicher noch angebrachter als zum Zeitpunkt von Gingrichs Veröffentlichung. Schließlich waren die Auswirkungen der Digitalisierung und die damit einhergehende Entstehung einer digitalen Öffentlichkeit (Bunz 2012) damals noch nicht abzusehen.

<sup>13</sup> Sie sind aber nicht ausgeschlossen: Sofern die Daten bekannt sind wird kurz zum Geburtstag gratuliert. Ein Teilnehmer wies mich auch einmal darauf hin, dass die Vereinten Nationen gerade Praktikumsstellen vergeben würden.

<sup>14</sup> Ähnliche Assoziationen beschreibt Beate Binder in einem Artikel über einen Stammtisch Berliner Künstler\_innen: „Doch auch Bilder von Stammtischreden und –rednern werden wach, von bierselig kreierten Parolen, simplifizierenden Deutungen und nicht zuletzt von Männerwitzen und Anzüglichkeiten.“ (2015: 163)

(bisherigen) Außenseitern gegenüber verwendete informelle Anrede in der zweiten Person Singular bzw. Plural (Du bzw. Ihr) dient dazu Nähe zu schaffen und ein Gefühl der ‚Brüderlichkeit‘ hervorzubringen (ebd.). Sprachlich wird so – zumindest auf den ersten Blick – eine gewisse Gleichheit unter den anwesenden Personen erzeugt bzw. zumindest auf den ersten Blick suggeriert. Dies deute ich als eine Tradition die mit der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft in Zusammenhang steht. Stammtische sind im deutschsprachigen Raum eine Form der Organisation der sich formierenden bürgerlichen Öffentlichkeit im 18. und 19. Jahrhundert gewesen (Nipperdey 1972; Aner/Hammerschmidt 2010).

Dieser Spur folge ich im Verlauf jedoch nicht weiter, denn sie würde den Fokus meiner Forschung von einer kulturwissenschaftlichen Erzählforschung hin zu einer Vereinforschung verschieben. Den Verein *vita activa* und dessen abgehaltenen Stammtisch fasse ich wie Dominic Boyer als *communicative space* auf. Die Organisationsform Verein stellt so betrachtet einen institutionalisierten Rahmen für das Erzählen beim Stammtisch bereit.<sup>15</sup>

Stammtische sind also Bestandteil der politischen Kultur und spielen eine – nicht unumstrittene – Rolle in der Herausbildung öffentlicher Meinung. Sie zeichnen sich durch eine stabile, meist männlich dominierte Zusammensetzung aus und bilden über ihre Stabilität soziale Verbindlichkeiten zwischen den Teilnehmer\_innen heraus (Gingrich 2006: 205). In der Kommunikation untereinander dominiert eine Nähe und Gleichheit signalisierende Informalität, die Wahl der sprachlichen Mittel konterkariert oftmals die üblichen Mittel politischer Diskussion. Die Teilnehmer\_innen begegnen sich grundsätzlich mit Respekt, der offen ausgetragene Kämpfe um die Deutungshoheit der Themen jedoch nicht ausschließt. Mit bedingt durch die oftmals über Jahre gleichbleibende Zusammensetzung von Stammtischen ist es möglich, dass sich für das Beisammensein ein (thematischer) Rhythmus etabliert (Boyer 2006: 328).

Den Stammtisch von *vita activa* befrage ich von diesen Überlegungen ausgehend nach dem folgenden: Wie wird soziale Verbindlichkeit in den Konversationen beim Stammtisch hergestellt? Mit welchen sprachlichen Mitteln werden diese artikuliert? Sprachliche Mittel stehen auch allgemein im Zentrum meiner Aufmerksamkeit: auf welche Art und Weise wird in diesem Feld miteinander gesprochen? In welchen Situationen werden welche Formen der Kommunikation angewandt? Ebenso stellt die

---

<sup>15</sup> Die Idee den Verein bzw. den Stammtisch als für das Erzählen institutionellen Rahmen aufzufassen verdanke ich einer Anregung Bente Gießelmanns.

Frage danach, welche Themen auf welche Art und Weise „bearbeitet“ werden einen wichtigen Aspekt meiner Analyse dar.

Zunächst möchte ich mich jedoch mit den Implikationen der ethnographischen Erforschung eines Stammtisches auseinandersetzen.

### **2.3. EINEN STAMMTISCH ETHNOGRAPHIEREN**

#### **Feldforschung als Haltung und ‚Rollenspiel‘**

Der Begriff Feldforschung beschreibt ein multimethodisches, perspektivenreiches Vorgehen, welches auf der „aktiven, beobachtenden Teilnahme am alltäglichen Leben der Beforschten zum Ziel des sinnverstehenden Miterlebens und Nachvollziehens von Wirklichkeitszusammenhängen basiert.“ (Schmidt-Lauber 2007a: 219) Im Falle des Stammtisches von *vita activa* ist das alltägliche Leben dem Feld geschuldet zumeist auf die von mir beim Stammtisch verbrachten Stunden beschränkt. Wenn Feldforschung auch auf eine Vielzahl von Methoden gründet, so ist doch die *conditio sine qua non*, um von ihr sprechen zu können, die teilnehmende Beobachtung (ebd.: 220).<sup>16</sup> Teilnehmende Beobachtung meint die

„unmittelbare Partizipation des Forschenden am alltäglichen sozialen Leben im jeweiligen Untersuchungsfeld und ein empathiegeleitetes, nachvollziehendes Verstehen bei gleichzeitig gewahrter analytischer Distanz.“ (ebd.)

Der Empathie-Begriff bedarf hier allerdings einer Präzisierung und darf keineswegs mit Sympathie verwechselt werden. Für diese Klärung sind Erkenntnisse, die Andre Gingrich während seiner bereits oben erwähnten Feldforschung bei einem FPÖ-nahen Stammtisch gewann wichtig, welche dieser als „empathy but not sympathy“ (2006: 209) charakterisierte: „In cases such as this, it is vitally important to do ethnographic fieldwork, but it may be well impossible for the ethnographer to identify with the people we works with in any positive way.“ (ebd.) Für solche Fälle und Felder schlägt Gingrich eine Haltung vor, die er als „agree to disagree“ (ebd.) bezeichnet. Sie ist für ein Feld in dem um Deutungen des aktuellen (Welt-)Geschehens gerungen wird meines Erachtens unerlässlich – gerade auch wenn es sich bei diesem Feld um eine Bühne zur Aushandlung von (öffentlicher) Meinung handelt. Diese Haltung musste ich mir im

---

<sup>16</sup> In dieser Auslegung folge ich der rigorosen Auslegung Brigitta Schmidt-Laubers, in der eben nicht „jede interaktive soziale Erhebungssituation bzw. die empirische Sammeltätigkeit schlechthin als Feldforschung“ (2007a: 219) zu bezeichnen ist.

Verlauf meiner Forschung nur wenige Male zu Eigen machen, denn zum überwiegenden Teil standen und stehen die politischen Positionierungen der Teilnehmer\_innen des Stammtisches nicht im Gegensatz zu meinen eigenen.

Dies erleichterte mir den ersten Schritt der „soziale[n] Verortung“ (Wolff 2000: 340) im Feld: ich war (und bin) grundlegend anschlussfähig gegenüber den „Weltbildern, Interessen und Abläufen“ (ebd.). Der zweite Schritt, die Etablierung einer Rolle im Feld bedurfte Aushandlungsprozessen, wofür exemplarisch ein Auszug aus meinen Feldnotizen steht:

Als ich zum Stammtisch komme, sitzen bereits Peter, Jürgen und zwei weitere Mitglieder im hinteren Bereich des Gasthauses. Peter, Jürgen und der eine, stille Teilnehmer (älter, etwas dicker, sitzt mit der Jacke da), trinken Kaffee, der andere hat einen Spritzer vor sich stehen. Ich begrüße die Runde mit den Worten, ich hätte ja angedroht wiederzukommen, woraufhin mir Peter entgegnet „Wir sind Drohungen gewohnt“, woraufhin alle lachen. Ich setze mich zur Runde dazu und bestelle mir ein Bier. Das Gespräch dreht sich gerade um TTIP, dann erzählt Peter aber, dass er am 02. Juni einen Termin bei der Volksanwaltschaft zusammen mit anderen Initiativen habe, hier ginge es um mögliche Zusammenarbeit der AL-Initiativen mit dem AMS. Peter sagt, dass er dem ablehnend gegenübersteht, solange die Volksanwaltschaft das Thema Arbeitslosigkeit und Menschenrechte nicht endlich angehe. Ich mache meine ersten Notizen, woraufhin Jürgen sagt ‚da, er hat schon den Bleistift gezückt‘. Ich frage daraufhin, ob es in Ordnung ist, wenn ich mir Notizen nehme [ich wollte eigentlich direkt am Beginn fragen, allerdings waren alle im Gespräch, das ich nicht mit dieser Frage unterbrechen wollte]. Auf meine Frage sagt Jürgen, dass die Leute im Verein ja keine Freimaurer seien, Peter ergänzt um „Wir haben eh nichts zu verbergen“. (Feldnotizen vom 21. Mai 2015)

Zunächst ist an diesem Auszug aus meinen Feldnotizen, die ich nach meinem zweiten Besuch des Stammtisches anfertigte, augenfällig, dass ich (noch) nicht alle Teilnehmer mit Namen nenne. In der Woche zuvor war ich das erste Mal vor Ort. Nachdem ich mich vorgestellt hatte und mein Interesse an der Vereinsarbeit bekundet hatte, bat ich die Anwesenden darum sich mir kurz vorzustellen um mir ein erstes Bild machen zu können. Dies gelang jedoch nur bedingt. Die Dynamik der Runde verhinderte dies: einige Teilnehmer\_innen trafen später ein und die folgenden Begrüßungen unterbrachen die bereits Anwesenden in ihren Ausführungen. Zudem setzte dann auch rasch eine Diskussion über verschiedene Themen ein, die sich aus den Aussagen der Teilnehmer\_innen ergaben und dann den restlichen Abend füllten. Die Reaktion von Jürgen auf mein Notizennehmen signalisiert den Beginn einer Aushandlung der jeweiligen Rollen. Ich packe meine Kladde auf den Tisch und mache Notizen. Hier positioniere ich mich selbst als Forscher. Jürgens Äußerung ließe sich aus

dem Kontext losgelöst auch so deuten, dass er mir die Rolle eines Spions zuschreibt; eine Erfahrung, der Ethnograph\_innen oft gegenüberstehen (Bachmann 2002; Lindner 1981: 53, Schmidt-Lauber 2007a: 233). Die folgenden Kommentare relativieren seine erste Äußerung jedoch. Damit sind zwei Momente angedeutet, die zum Erzählen am Stammtisch dazugehören. Jürgen nimmt in seinem Kommentar Bezug auf eine populäre Verschwörungstheorie, nach der das Weltgeschehen in kleinen, verschlossenen Zirkeln der Freimaurer gelenkt wird. Zusammen mit Peters Äußerung „wir haben eh nichts zu verbergen“ signalisiert dies aber auch als weiteres Element (Selbst-)Ironie als erzählerisches Mittel. Mit meiner Begrüßung, die ebenfalls einen ironischen Unterton hatte, signalisierte ich den Anwesenden, dass ich in der Lage bin, in einer ähnlichen Art und Weise mit Sprache umzugehen wie sie selbst. Die Etablierung einer Rolle im Feld vollzieht sich nicht im luftleeren Raum:

„[...] Faktoren wie das Geschlecht, das Alter, die regionale, ethnische oder nationale Herkunft, das Sozialmilieu und der Bildungsgrad im Unterschied zu den Gesprächspartnern beeinflussen die Rolle(n) und Beziehungen vor Ort.“ (Schmidt-Lauber 2007a: 230)

Darüber hinaus wirkt sich die Präsenz von Forscher\_innen immer auch auf die Interaktionen im Feld aus. Viktoria Schwenzer (1997: 274) macht das in einem Artikel, der auf einer Forschung in einem Getränkeshop (Bei Bohne) basiert. deutlich:

„In meinen Begegnungen mit den Bohnengängern spielten neben der Geschlechtsdifferenz noch andere Ebenen der Fremdheit eine Rolle [...]. Denn ich betrat nicht nur als Frau eine männliche Welt, sondern befand mich auch als Westlerin und Städterin in einem ostdeutschen Dorf nahe der polnischen Grenze und versuchte als Studentin mit bürgerlicher Herkunft, die Lebenswelt und Alltagsethik einer Gruppe von Industriearbeitern zu verstehen.“ (ebd.: 277)

Von den hier beschriebenen Fremdheitskategorien waren in meiner Forschung nur die Differenzebenen Bildung und (geographische) Herkunft relevant – oder besser: wurden sie in den Interaktionen relevant gemacht. Wie auch in den Auszügen aus dem Feldforschungsmaterial von Victoria Schwenzer deutlich wird, so wurden Fremdheiten in meinem Feld überwiegend mit dem sprachlichen Mittel des Vergleichs verhandelt.



Deutsche Staatsbürger<sup>17</sup> – dies hat der aus Köln stammende und an der Wirtschaftsuniversität Wien lehrende Diversity-Forscher Thomas Köllen in einer Studie herausgearbeitet – nehmen in ihren (Arbeits-)Alltagen einen „im Land weit verbreitete[n] *Anti-Germanismus*“ (2016: 1, Hervorhebung im Original) wahr. Als Ergebnis seiner einseitigen Studie hält Köllen dann auch fest:

„Sowohl im Arbeitsalltag als auch in ihrer Freizeit werden sie [die Deutschen; CB] oftmals, sobald als Deutsche identifiziert (z.B. durch die deutsche Aussprache) auf ihre Nationalität reduziert wahrgenommen und mit zum Teil wenig schmeichelhaften Attributen und den dazugehörigen Erwartungshaltungen an ihr Verhalten belegt.“ (ebd.: 14)

Verdichtet zeigt sich in der Studie, dass eine Mehrheit der Teilnehmer\_innen der Aussage zustimmt, dass mensch in der Republik Österreich erst zum deutschen Staatsbürger gemacht würde (ebd.).

Der folgende Auszug aus meinen Feldnotizen, entstanden nach einer Veranstaltung in einer Wiener Volkshochschule, die sich dem Thema Partizipation von Nichtregierungsorganisationen in der politischen Willensbildung widmete; allerdings nur von den Mitglieder\_innen des Vereins und einer weiteren Frau besucht wurde; legt zumindest nahe, warum Köllens Studie einseitig ist: meine Staatsangehörigkeit wird von einem österreichischen Staatsbürger zum Thema gemacht, aber ich mache sie im weiteren Verlauf ebenso zum Thema:

„Dann geht es um Daten aus dem EU SILC bezüglich Wohnungslosen, was Peter dann wieder kritisiert, weil eben nur Haushalte gezählt würden. Heike berichtet anschließend von Erfahrungen aus der Pflege, wo es oft einen Konkurrenzkampf zwischen alten und neuen gäbe, der meistens zum Nachteil der neuen ausginge. Peter sagt dann zu ihr, dass sie das nicht vertiefen solle, sonst würde unser freundlicher Kollege aus Deutschland noch fragen, ob es in Österreich keine Gewerkschaften gäbe und zeigt dabei auf mich. LS geht dann auf die Kritik des Berichtes an der Volksanwaltschaft ein, da diese als nationale Menschenrechtsinstitution nicht ausreichend sei, weil sie nicht komplett unabhängig ist. Peter sagt daraufhin, dass man die beiden Funktionen (Menschenrechte und Verwaltung/Bürokratie) trennen müsste, so wie es jetzt ist kommentiert er mit „kannst schmeißen die ganze Partie“. Jürgen schmunzelt dabei. LS sagt dann auch, dass sie glaubt, dass sich nichts ändere, wenn die Leute nicht auf die Straße gehen würden. Anschließend wird noch über den NAP (Nationalen Aktionsplan Partizipation) gesprochen, dieser sei vollkommen unzureichend, weil NGOs nur Mitspracherecht der Stufe 1 haben, Peter meint dann, dass alles andere außer Stufe 3 sinnlos wäre. LS sagt dann noch: „Armut ist eigentlich eine multiple Menschenrechtsverletzung.“ Ich spreche dann noch mal den Punkt mit den Rechtsexperten an und verweise darauf, dass zumindest in Deutschland der Großteil der Parlamentarier Jura studiert hätte und das sicher in Österreich auch so sei, dass aber nicht bedeutet, dass diese auch eine Ahnung vom Alltag und der Lebenswirklichkeit der Leute

---

<sup>17</sup> Ich schreibe bewusst nicht von ‚Deutschen‘ oder ‚Österreichern‘ sondern konsequent auf eine Staatszugehörigkeit qua entsprechendem Pass. Dies ist mir wichtig, um mich von der mit Begriffen wie ‚Deutsche‘ verbundenen Vorstellungen von Nationalität abzugrenzen.

hätten. Peter sagt dann zu mir, dass im Jura-Studium ja ein großer Wert auf Rhetorik gelegt wird, deswegen seien sie ja doch für den Bereich qualifiziert, sie könnten ja sehr gut Phrasen dreschen.“ (Feldnotizen vom 16. Juni 2015)

Die Staatsangehörigkeit wird von uns beiden indirekt<sup>18</sup> in der Interaktion zum Thema gemacht, in dem Peter eine Parallele zu einer in der Republik Österreich und der Bundesrepublik Deutschland historisch gewordenen; mittlerweile jedoch nicht mehr gleich starken; politischen Interessenvertretung zieht: der Organisation von Arbeitnehmer\_innen in Gewerkschaften. Ich hingegen beziehe mich auf die in den Parlamenten der BRD vertretenen Menschen und spreche ihnen einen Bezug zur Lebensrealität von vielen ab und stelle abschließend über meine These, dass dies in Österreich auch so sei, Gemeinsamkeit her. ‚Nationalität‘ spielt hier eine Rolle, die entgegen Köllens Ausführungen nicht zu einer Abgrenzung zwischen deutschen und österreichischen Staatsangehörigen führt. Vielmehr wird sie zu einer produktiven Ressource um über das Mittel des Vergleichs Gemeinsamkeiten zu betonen: den von uns beiden in dieser Situation behaupteten fehlenden Bezug von Politiker\_innen zur Alltagsrealität von Bürger\_innen.

Vergleiche sind eine „wichtige Methode des Denkens“ (Lehmann 1993: 433) und zählen damit zu den Grundformen des alltäglichen Redens (ebd.). Sie setzen eine Kenntnis der formalen Zwänge voraus, also ein Bewusstsein darüber, was sich miteinander vergleichen lässt (ebd.). Albrecht Lehmann versucht den Vergleich wie folgt zu definieren:

„Der Vergleich soll als ein meistens zweigliedriges, meistens kurzes, thesenhaft abstrahierendes, in Oppositionen angelegtes Mittel der Erkenntnis, der Klärung von moralischen oder rechtlichen Positionen, der Veranschaulichung räumlicher Unterschiede und als ein Mittel der Unterhaltung in Gesprächssituationen aufgefasst werden.“ (ebd.: 434)

Peter und ich etablieren in dieser Interaktion ein dichotomes Weltbild: politische versus alltägliche Realität. Mit einem Verweis auf die Situation im deutschen Bundestag stelle ich dabei die These auf, dass diese für Österreich vergleichbar sei. Peter stimmt mir jedoch nur indirekt zu, was zeigt, dass das sprachliche Mittel des Vergleichs nicht zwingend auf explizit „zustimmend[e] und abwehrend[e] Floskeln“ (ebd.: 435) angewiesen ist, um seine Wirkung zu entfalten. Stattdessen nimmt Peter in dieser

---

<sup>18</sup> Anhand ihrer Erfahrungen mit der Fremdheitsebene Geschlecht stellt Victoria Schwenzer heraus, dass diese oftmals subtil und nicht direkt adressiert wurde (1997: 76)

Interaktion meine Vorlage auf, um in einem Zug die juristische Ausbildung zu kritisieren und gleichzeitig das politische System zu diskreditieren, das in seinen Augen zu sehr darauf bedacht ist, rhetorisch geschulte Personen zu fördern, die eben nicht mehr tun als zu reden.

Staatsangehörigkeit als Marker für Herkunft wurde im Verlauf meiner Forschung zumeist in der Form des Vergleichs zum Gegenstand der Interaktionen: ‚deutsche‘ beziehungsweise ‚österreichische‘ Verhältnisse bildeten die Basis auf der aufbauend Wirklichkeit gedeutet und verhandelt wurde. Der Blick auf das jeweils Fremde half die Perspektiven auf das Eigene zu schärfen.<sup>19</sup>

Meine Staatsangehörigkeit wurde von den Mitgliedern des Stammtisches zum Gegenstand von Interaktionen gemacht, die auch sonst durch eine sehr aktive Teilnahme auf sich aufmerksam machten. Meine akademische (Aus-)Bildung wurde zu Beginn der Forschung nur dann thematisiert, wenn die Teilnehmer\_innen des Stammtisches nicht ganz im Bilde darüber waren, was mensch eigentlich mit einem Studium der Europäischen Ethnologie machen kann bzw. wenn Unklarheit über die Inhalte des Faches bestanden. Diese, vielen Absolvent\_innen des Vielnamensfaches vertrauten Fragen traten im Laufe der Forschung jedoch klar in den Hintergrund. Vereinzelt wurde dann von Jürgen und/oder Peter noch mal nach dem Verlauf meiner Masterarbeit gefragt, eine weitere Auseinandersetzung mit der Ausbildung fand dann nur noch scherzhaft statt; etwa, wenn Peter und ich über Grundzüge der Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie sprachen und Peter auf meinen Einwurf, er hätte Marx wohl nicht richtig gelesen antwortet, er hätte ihn gar nicht gelesen und dabei lacht.

Bildung, verstanden als eine formal erworbene, mit entsprechenden Abschlüssen verbriefte Kategorie spielte in den Interaktionen der Stammtischteilnehmer mit mir und untereinander nahezu keine Rolle. Sie war (und ist) für die Aushandlung der Rollen und der unterschiedlichen Positionierungen der männlichen Teilnehmer im Verein nicht relevant. Wichtiger, dazu jedoch unten mehr, war eine gewisse Form der selbstständig erworbenen Expertise in Bereichen, welche für die politische Arbeit des Vereins relevant sind. Die einzige Ausnahme bildete Heike. Sie brachte wiederholt ihre formalen Qualifikationen in die Gespräche und auch das mit ihr geführte Interview ein. Oftmals handelte es sich dabei nur um kurze Bemerkungen: ein knapper Verweis

---

<sup>19</sup> Beispielsweise war ich mir über die Befugnisse der Bundeswehr der BRD nicht so bewusst, bis Georg F. und ich die Militärapparate der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Österreich miteinander verglichen.

darauf, dass sie ja auch eine Trainerausbildung hat; als uns ein Aktivist der Wahlplattform *wien anders* besuchte. Oder eine Erwähnung des Stundenlohnes, den sie als freiberufliche Trainerin berechnen könnte, wenn sie dieser Tätigkeit nachgehen würde.

Anders verhielt es sich bei einem Stammtisch an einem Sommerabend der aufgrund der Urlaubssperre im Lokal „Zum Lokführer“ an einem anderen Ort stattfand.

„Heike und ich sitzen beim Stammtisch heute nebeneinander. Im Verlauf des Abends kommen wir über mein Studium und ihre berufliche Laufbahn miteinander ins Gespräch. Sie stellt Fragen zum Ablauf und Aufbau des Masterstudiums. Ich gebe ihr bereitwillig Auskunft darüber. Sie berichtet mir im Gegenzug vom Aufbau ihrer später begonnenen Ausbildung beziehungsweise Umschulung in der Pflege. Schließlich fragt sie auch nach den für die jeweiligen Lehrveranstaltungen zu erbringenden Leistungsnachweise. Ich erkläre ihr, dass dies sehr unterschiedlich gehandhabt wird. Auch wenn jede Veranstaltung mit einer schriftlichen Seminararbeit abgeschlossen werden muss, so ist doch der von den Lehrenden erwartete Umfang sehr unterschiedlich, er schwankt zum Teil von wenigen ausgearbeiteten Seiten des in der Lehrveranstaltung bereits gehaltene Referats bis hin zu einer 25-seitigen Hausarbeit, die zudem noch eigenständige empirische Forschung voraussetzt. An diesem Punkt hakt sie immer wieder nach, fragt nach konkreten Beispielen und auch danach, wie viel Literatur Basis für die Seminararbeiten war. Nach meinen Antworten schildert sie mir dann, welche Leistungen sie für ihre Umschulung erbracht hat, nennt ganz genaue Seitenzahlen, wissenschaftliche Standards die es einzuhalten gab und den Umfang der von ihr einbezogenen Lektüre.“

Im späteren Nachdenken über diese Situation und in der Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus (2015) Ideen über die Ökonomie des sprachlichen Tausches und Ove Sutters (2013) Ausführungen über die Performanzen in Gesprächen finde ich diesen Moment meiner Forschung spannend und reich an Einsichten. Zunächst einmal zeigt sich hier, dass vergleichen als eine Tätigkeit nicht nur, wie oben von Lehmann eher formal definiert in einem durchgehenden Zug geschehen kann. Vergleiche werden auch – gerade in dialogischen Situationen, in denen die einzelnen Gesprächsteilnehmer\_innen zum Teil weitaus kürzere Redezeiten respektive –beiträge haben – Zug um Zug angestellt. Die Beteiligten nähern sich einander an und erst in der Betrachtung eines längeren Ausschnittes lässt sich erkennen, dass hier etwas miteinander verglichen wurde. Im konkreten Fall ist es die für die jeweilige formell verbürgte Qualifikation zu erbringende Leistung. Zudem ist so ein vergleichendes Gespräch – eventuell wie wenig andere Möglichkeiten des direkten Miteinanderredens – dazu geeignet, den\_die Gesprächspartner\_in kennenzulernen, indem einander wohl dosierte, mehr oder weniger biographische Häppchen präsentiert werden. Statt sich von größeren; sprich: zusammenhängenden; biographischen Erzählungen ausgehend ein Bild von dem\_der

Anderen zu machen, wird es in dieser Form des Gesprächs miteinander erarbeitet. Voraussetzung um zu gelingen ist neben der bereits auch oben angesprochenen grundsätzlichen Anschlussfähigkeit auch eine gewisse Art der Gesprächsführung. Heikes Nachfragen wirkten in der Situation nicht nur wie Nachfragen: mitunter kam ich mir vor wie in einem Verhörzimmer. Einen solchen in unmittelbarer Kommunikation zustande kommenden Vergleich kann ich als eine Art verbal ausgetragenes Duell im sozialen Raum betrachten. Bourdieu (2015) folgend sind Protagonist\_innen auch in so alltäglichen und mitunter banalen Situationen auf ihre Verortung im Koordinatensystem der Kapitalien hin zu befragen. Heike und ich kannten zum Zeitpunkt dieser Interaktion wenig bis keine Informationen, die über unsere Teilnahme am Stammtisch hinaus gingen. Sie wusste von mir nur, dass ich für meine Masterarbeit forschend am Stammtisch teilnehme und welches Fach ich studiere. In der Interaktion handeln wir zunächst unsere Positionen im sozialen Raum aus und klären ab über welche Kapitalien wir verfügen: mein bereits abgeschlossenes Bachelor-Studium positioniert mich tendenziell über Heike. Ihr Nachfragen deute ich jedoch als einen Versuch dieses Gefälle auszugleichen. Im Verlauf des Gespräches können ihre hartnäckigen Fragen nach den Leistungen, die ich erbrachte um diesen Abschluss zu erhalten, und die ich zu dem Zeitpunkt erbringen musste um noch mehr symbolisches Kapital in Form des Masterabschlusses anzuhäufen, einen Versuch darstellen, die Bedeutung dieser formalen Qualifikationen in Frage zu stellen. Gleichzeitig ist der von ihr vorgenommene Vergleich mit dem, was sie in der Pflegeschule leisten musste, ein probates Mittel um die damit verbundene Arbeit – und damit ihre Arbeitskraft, ihre Leistungsbereitschaft und ihre Fähigkeiten im Sinne Ove Sutters (2012) performativ aufzuwerten.

In dieser Szene wird auch sehr deutlich, was Rolf Lindner in seinem mittlerweile als klassisch zu bezeichnenden Aufsatz *Die Angst des Forschers vor dem Feld* (1981) beschrieben hat. Teilnehmende Beobachtung, verstanden als Interaktionsprozess, basiert auf der „Symmetrie der Beziehung zwischen Beobachter und Beobachteten als wechselseitige Beziehung.“ (ebd.: 54; auch Schmidt-Lauber 2007a: 231) In dieser wechselseitigen Beziehung kommt es zu Lernprozessen, die in der „Übernahme von Ansichten und Standpunkten“ (Lindner 1981: 65) münden. Dies ist jedoch nicht als Defizit zu werten, sondern als ein konstitutiver Bestandteil sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung anzusehen (ebd.: 62). Denn nur so ist es möglich die erforschte Situation als ein System von Handlungen zu verstehen (ebd.: 63) und

über diese reflektieren zu können: „Reflexion bedarf der dialektischen Spannung von Nähe *und* Distanz zur Alltagspraxis; sie muss sozusagen durch sie hindurch, um über sie hinauskommen zu können.“ (ebd.: 64; Hervorhebung i.O.)

### **Zur Datenerhebung während der Ethnographie des Stammtisches**

Das Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz zeigt sich auch in der Form der von mir erhobenen Daten. In kaum einem Einführungswerk oder methodologischem Text zur ethnographischen Praxis fehlt der Verweis auf die Bedeutung und Notwendigkeit des Dokumentierens der Feldforschung (z.B.: Lofland 1979, Bachmann 2002, Schmidt-Lauber 2007a, Breidenstein et. al 2013) zum Zweck der Generierung von Daten. Daten werden in qualitativen Forschungen prinzipiell auf drei möglichen Wegen gewonnen: durch das Sammeln von im Feld vorhandenen Texten, durch die Aufnahme von Situationen auf Ton- und/oder Bildmedien sowie durch die „elementare Dokumentationstätigkeit“ (Breidenstein et. al. 2013: 86) des Notierens. Neben handwerklichen Empfehlungen wie der Etablierung eines handhabbaren Notationssystems (Bachmann 2002: 340) geht es in den entsprechenden Texten oft auch um den Stellenwert, den die jeweiligen Aufzeichnungstechniken für die Analyse des Feldes haben (können) und wie sie in den Forschungssituationen eingesetzt werden (sollten).

Die qualitativ arbeitenden Sozialwissenschaftler Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand schreiben über die Technik des Notierens zunächst: „Aus heutiger Perspektive erscheint die Dokumentationsleistung der handschriftlichen Notiz im Vergleich etwa zur Tonaufzeichnung defizitär, nämlich lückenhaft und oft fehlerhaft.“ (2013: 86) Im Anschluss führen die Autoren dennoch vier Gründe auf, warum diese mit „primitiver Technik“ (ebd.) ausgeführten Dokumentationen dennoch weiterhin betrieben werden; in ihrer weiteren Argumentation wird jedoch deutlich, dass sie andere Aufzeichnungsmöglichkeiten als besser geeignet ansehen. Das Notieren stehe zunächst in einem Widerspruch mit den „zwei anderen Anforderungen der Feldforschung: der Teilnahme und der Beobachtung.“ (ebd.: 87) Zudem sei es im Gegensatz zu Audio- und Videoaufnahmen weniger gut geeignet, „die Komplexität, Detailliertheit und Geschwindigkeit des Geschehens – Flüchtigkeit und Pausenlosigkeit des Sozialen“ (ebd.: 89) zu dokumentieren, die auch „wiederholte und fokussierte Beobachtungen überfordert.“

(ebd.: 89f.)<sup>20</sup> Auch wenn das angesprochene Entlastungspotenzial für die Forscher\_innen nicht von der Hand zu weisen ist (ebd.: 90), lese ich in diesen Aussagen doch auch das, was Brigitta Schmidt-Lauber zurecht als „Textgläubigkeit“ bezeichnet: die

„Tendenz, nur auf Tonträger fixiertes Material und nur formalisierte, technisch festgehaltene, reproduzierbare Interviews, die ex post in einen schriftlichen Text transformiert werden, für geeignet zu halten, als Quelle zu dienen und ‚Realität‘ zu repräsentieren.“ (2005: 158)<sup>21</sup>

Mit Karen O'Reilly (2009: 21) lassen sich diese Ansätze als „factist“ bezeichnen, bei welchen Interviewdaten als Grundlage betrachtet werden, die ‚eine‘ Wahrheit zu Tage zu fördern.

Meines Erachtens nach liegt solchen Herangehensweisen ein problematisches Bild von (ethnographischer) Forschung zu Grunde: mit den entsprechenden Aufzeichnungstechniken, wahlweise einzeln oder in Kombination verwandt, lasse sich ein möglichst genaues Abbild einer dem Forschungsprozess vorgelagerten, letztlich ‚pur‘ abbild- und analysierbaren Realität erheben.<sup>22</sup> Doch gilt für jegliche Methode der Datenerhebung letztlich das, was Robert M. Emerson et. al (2011: 9) für aus Notizen hervorgehenden Beschreibungen festhalten: „Descriptive fieldnotes [...] are products of active processes of interpretation and sense-making that frame or structure not only what is written but also how it is written.“ Diese Einsicht ist denn auch auf Vertextungen von Audio- und Videodokumenten zu übertragen (Schmidt-Lauber 2005: 158). Es ist gerade die forschender\_innen gebundene Wahrnehmung (Emerson et. al. 2011: 6) und die daraus resultierende „Selektivität“ (Breidenstein et. al. 2013: 87) der gerichteten

---

<sup>20</sup> Dies ist angesichts der Tatsache, dass Stefan Hirschauer (2001) bereits Jahre zuvor in einem methodologischen Text *für* die Qualität und Relevanz ethnografischer Beschreibungen plädiert hat erstaunlich.

<sup>21</sup> Diese Textgläubigkeit begegnete mir auch im Rahmen eines Werkstattgespräches am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, in dem ich die Möglichkeit hatte, meine Masterarbeit vorzustellen. Eine Teilnehmerin äußerte die Ansicht, ich würde für meine Forschung nicht an „O-Tönen“ vorbeikommen und zweifelte damit die von mir präsentierten Auszüge aus meinen Feldnotizen an. Ich danke Klara Löffler und Lukasz Nieradzik für ihr ermutigendes und mich in meinem Forschungsprozess bestätigendes Feedback.

<sup>22</sup> Besonders fragwürdig erscheint mir diese Herangehensweise, wenn die forschenden Personen selbst nicht mehr anwesend sind, wie dies zum Beispiel in der Studie von Angela Keppler (1994) der Fall war. In dieser wurden Familiengespräche ohne die Anwesenheit von Forscher\_innen auf Tonband aufgenommen um möglichst ‚natürliche‘ Konversationen als Daten zu gewinnen. Ähnlich problematisch argumentiert auch Arnulf Deppermann, wenn er das Empirie-Verständnis der Gesprächs- bzw. Konversationsanalyse wie folgt beschreibt: „Gespräche [sollen] möglichst naturalistisch, abbildgetreu konserviert werden.“ (2008: 21) Mit dem jeweiligen Zuschneiden des Feldes, das eine aktive Tätigkeit der Forscher\_innen darstellt, ist jede (qualitative) Forschung notwendig konstruktivistisch und schließt somit eine der Forschung vorgelagerte Realität aus.

Wahrnehmung welche für die Ethnographie eines Stammtisches erhebliches Erkenntnispotential birgt.

Dies liegt zum einen in volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologien begründet: mit Johanna Rolshoven gehe ich davon aus, dass ein ethnographischer Zugang immer notwendigerweise komplexitätsreduzierend und in Folge auch eklektizistisch ist (Rolshoven 2013). In eine ähnliche Richtung, jedoch noch stärker die ethnographische Autorität in Zweifel ziehend, argumentiert auch James Clifford (1986): Wahrheit ist immer nur als partiell zu betrachten. Für ein Feld wie den Stammtisch von *vita activa*, dass sich wie oben bereits argumentiert als ein auf Interaktion der Anwesenden gründet; wobei die Interaktionen oft eine spezifische Rhythmik ausbilden; ist gerade die Arbeit mit Notizen von Vorteil. Denn hier lassen sich aufgrund der starken Involviertheit und auch den sozialen Zwängen sich an den Gesprächen zu beteiligen, in der Analyse der aus den Notizen gefertigten Daten die Dynamiken der Interaktionen der Teilnehmer\_innen besser rekonstruieren. Zudem werden in den Feldprotokollen dann auch die sprachlichen und erzählerischen Mittel deutlich, mit denen die Konversationen bestritten werden – nicht in einer Momentaufnahme, wie sie bei technisch aufgezeichneten und dann verschriftlichten Daten geschieht, sondern im Verlauf eines ganzen Abends. Die längere zeitliche Perspektive, die mit Notizen abgedeckt werden kann, ist auch besser geeignet, die Stammtisch-Gespräche in ihren Zusammenhängen zu betrachten.

Die auf Notizen basierenden Daten unterscheiden sich nicht nur in dem Anspruch daran, was sie abbilden können von Daten, die über technisch/mediale Aufzeichnungen hergestellt werden. Sie weisen auch eine deutlich andere Form auf. Ein gutes Beispiel dafür sind die Feintranskripte in Angela Kepplers (1988) Aufsatz zu Beispielen in Gesprächen. An diesen wird deutlich, wie stark in konversationsanalytischer Perspektive der Fokus auf den einzelnen Gesprächssequenzen (Deppermann 2008: 53) liegt. Eine solch detaillierte Verschriftlichung und Analyse einer Momentaufnahme steht meines Erachtens nach quer zum Anspruch (kulturwissenschaftlicher) Ethnographie, deren Ziel es ja ist, soziale Situationen in ihren Sinn-Zusammenhängen nachzuvollziehen.

Neben den von mir angefertigten Notizen im Rahmen meiner teilnehmenden Beobachtung, die teilweise auch in beobachtende Teilnahme umschlug – wie zum Beispiel beim Besuch einer Veranstaltung der Armutskonferenz, bei der ich zusammen mit Jürgen den Verein vertreten habe –, habe ich mit Heike, Peter und Jürgen auch



qualitative Interviews geführt. Die Interviews habe ich nach einigen Wochen der Feldforschung konzipiert, in denen ich erste Einblicke in die Themen des Stammtisches bekommen habe. Sie wiesen sowohl Elemente des narrativen als auch des leitfadengestützten Interviews auf (Schmidt-Lauber 2007b: 176ff.). Es zeichneten sich drei Themenblöcke ab, die für mich relevant geworden waren: die Berufsbiographien der Befragten, ihre Erfahrungen mit Erwerbsarbeitslosigkeit und sowie ihr Tätigsein im Verein. Zu Beginn der Interviews wies ich meine Interviewpartner\_innen auf diese Schwerpunktsetzungen hin und wählte als Erzählimpuls eine Aufforderung (Helfferich 2011: 102) mit einer Schilderung ihres beruflichen Werdeganges zu beginnen. Diese von mir gesetzte Reihung ergab sich aus meinen bisher erlangten Einsichten: die Teilnehmer\_innen am Stammtisch sind – soweit mir das zu diesem Zeitpunkt bereits bekannt war – alle aus einer längeren Phase der Erwerbstätigkeit gekommen und sind während der Erwerbsarbeitslosigkeit zum Stammtisch gekommen.

Die Verwendung dieser Mischform<sup>23</sup> erwies sich im Nachhinein als eine sinnvolle Entscheidung, da nicht alle Interviewpartner\_innen im Anschluss an den Erzählstimulus eine, wie es in der idealen Konzeption des narrativen Interviews geschehen sollte, Stegreiferzählung präsentierten (Schmidt-Lauber 2007b: 176). Während Jürgen mir eine flüssige, von mir nur durch wenige (Nach-)Fragen unterbrochene Geschichte erzählte, stockte das Gespräch mit Heike immer wieder und es kam kaum zu zusammenhängenden Erzählungen. An dieser Stelle half der Leitfaden bei der Orientierung und lieferte mit den Stichworten auch weitere Gesprächsthemen – ein Vorteil gegenüber dem nur narrativen Interview, welches weniger stark am Alltagsformat Gespräch orientiert ist (Sutter 2013: 124), sondern sich an in der Schule eingeübten Formen der Selbstpräsentation und/oder der Beichte orientiert (Löffler 1999: 67). Während sich Albrecht Lehmann Mitte der 1980er Jahre noch einigermaßen erstaunt über die gestiegene Akzeptanz von Tonbandgeräten zeigte und es zu einer „alltäglichen Erscheinung“ erklärt, welche kaum mehr Abwehrreaktionen provoziere (1979/80: 40), schärft Brigitta Schmidt-Lauber (2007b: 180) anhand des Artefakts hier den Blick auf die verschiedentlich postulierte Alltäglichkeit von qualitativen Interviews:

„In den meisten Fällen wird der laufende Kassettenrecorder akzeptiert, fast nie aber auf Dauer ‚vergessen‘. Immer wieder unterbrechen Interviewpartner mitten im Gespräch den Fluss ihrer Rede, verweisen mit

---

<sup>23</sup> Zudem sollte so trotz der unterschiedlichen Lebensverläufe der Interviewten eine gewisse Vergleichbarkeit hinsichtlich der Themenkomplexe gewährleistet werden (Sutter 2013: 124).

einem Kommentar [...] oder der Bitte um Ausschaltung auf das Gerät, womit sie zugleich die eigene Reflexion des Gesagten und das Gewahrsein des Interviewcharakters anzeigen.“<sup>24</sup>

Wenn ein qualitatives Interview kein „alltägliches, selbstverständliches Gespräch“ (ebd.) ist, gleichzeitig aber ebenso wie beispielsweise der Stammtisch als eine soziale Situation betrachtet werden muss, in welcher eine „soziale Beziehung“ zwischen interviewender und interviewter Person produziert wird“ (Sutter 2013: 122), in welchem Verhältnis steht es zur alltäglichen Kommunikation? Im Anschluss an Brigitta Schmidt-Lauber (2007b: 174) fasst auch Ove Sutter das qualitative Interview nicht als dichotom zum Alltagsgespräch auf (2013: 123), sondern als eine eigenständige kommunikative Gattung.<sup>25</sup> Obwohl er behauptet, dass es „je nach konkreter formaler Gestaltung sowie abhängig vom interaktiv-situativen Verlauf anderen Gesprächsformen“ (ebd.) ähnelte, expliziert er genau dies in seiner ansonsten ausgezeichneten Studie nicht. Es wäre sehr spannend gewesen, wenn er in seine Auswertung auch die Daten seiner Beobachtungen hätte einfließen lassen – hätte er so doch zeigen können, wie Prekarität in welchen Situationen erzählt wird.

Gerade in der Zusammenschau verschiedener Methoden der Datenerhebung liegt ja gerade der Vorteil eines multimethodischen Vorgehens wie der Feldforschung, „die den alltäglichen Lebenszusammenhang und –vollzug erkennbar macht.“ (Schmidt-Lauber 2007b: 172)

Um den Stellenwert von qualitativen Interviews in Feldforschungen gab und gibt es also einen noch nicht final geklärten Disput. Uneinigkeit besteht zudem auch darin, welche Art von Aussagen respektive Wissen aus ihnen gewonnen werden kann. So sieht Cornelia Helfferich (2011: 111) in entsprechend offen geführten Interviews auch die Möglichkeit gegeben, „Alltagswissen und –deutungen“ zu erheben, freilich ohne ihren Alltagsbegriff hier näher zu explizieren. Auch Ove Sutter sieht dies prinzipiell ähnlich (2013: 121ff.) Brigitta Schmidt-Lauber legt dies deutlich rigider aus. Ihrer Meinung nach ist es – wenn überhaupt – nur bedingt möglich, Interviews als Quelle alltäglicher „Ausdrucksweisen und Handlungsmuster“ zu betrachten, „weil diese stets die Reflexion, die bewusste, kommunikativ auf das Gegenüber zugeschnittene Erörterung

---

<sup>24</sup> In meiner Forschung wurde das Aufnahmegerät im Interview mit Gudrun immer wieder zum Thema gemacht – ich komme weiter unten darauf zurück.

<sup>25</sup> An der Verbreitung des damit einhergehenden Wissens, sich dieser Gattung mehr oder weniger kompetent zu bedienen haben die entsprechenden Formate in diversen Medien sicher einen erheblichen Anteil gehabt. Klara Löffler weist aber auch daraufhin, dass auch kulturwissenschaftliche Befragungstechniken Spuren hinterlassen beziehungsweise vorgeben (Löffler Soldaten: 67).

eines Sachverhalts auszeichnet.“ (2007b: 171f.) Dies gilt umso mehr, je mehr narrativen Charakter ein Interview aufweist. In der ursprünglichen Konzeption dieser Spielart des qualitativen Interviews durch Fritz Schütze findet nicht nur eine Degradierung der Informant\_innen zu „bloßen Datenlieferanten“ (ebd.: 176) statt. Im strengen Sinn geht dieses Erhebungsverfahren auch von einer „Homologie zwischen Erzähl- und Erfahrungskonstitution“ (ebd.) aus und erhebt den Anspruch, „*primäre Erfahrungen* allein mittels Erzählungen zu rekonstruieren.“ (ebd.; Hervorhebungen im Original) Diese Annahme ist insofern problematisch, als dass sie dem „Deutungsgehalt des Erzählten“ (ebd.: 177) nicht genug Geltung verschafft – ich möchte noch hinzufügen, dass dies ebenso den Blick auf das Erzählen als Praxis verstellt.

Epistemologische Grundlagen für diese notwendigen Präzisierungen finden sich unter anderem bei Albrecht Lehmann. Er geht davon aus, dass Erfahrung und Erzählung zwar immer zusammengehören (Lehmann 2007: 9), das Erzählen bzw. Interpretieren einer vergangenen Erfahrung jedoch immer vom Standpunkt der Gegenwart aus erfolgt (ebd.: 11):

„Die historische Dimension, in der ein Erzähler eine zurückliegende Erfahrung zur Veranschaulichung für seine Gesprächspartner rekonstruiert, ist seine Gegenwart. Er vergegenwärtigt sich einer zurückliegenden Situation, die stets unter dem Eindruck lebensgeschichtlicher Erfahrungen und historischer Deutungen zu einer anderen geworden ist.“ (ebd.: 12)

Was wir erzählen kann also nie das sein, was wir in den erinnerten und in Erzählungen wiedergegebenen Situationen erfahren haben. Phänomenologisch betrachtet schließt sich dies aus. Es hieße schließlich, dass unser leibliches Sein im Moment des Erzählens dem im Moment der Erfahrung entsprechen müsste. Dieses Postulat gilt sowohl für die transkribierten<sup>26</sup> Interviews als auch für die angefertigten Feldnotizen.

Feldforschung beziehungsweise teilnehmende Beobachtung heißt also „*being in culture while looking at culture*“ (Schmidt-Lauber 2007a: 231, Hervorhebungen im Original). Dies impliziert jedoch nicht was der Begründer der stationären Feldforschung, Bronislaw Malinowski, zu seiner leitenden Perspektive erhob. Seine Forderung, den ‚Blickwinkel der Einheimischen‘ (ebd.: 223) einzunehmen wurde im Verlauf der writing culture-Debatte notwendigerweise eingeschränkt. Der Ethnologe

---

<sup>26</sup> Im Bewusstsein, dass Transkripte immer bereits erste Deutungen des Gesagten (Schmidt-Lauber 2007b: 181) sind und die gesprochene Sprache nie genau abbilden können (Sutter 2013: 127), habe ich diese nach Möglichkeit direkt ins Hochdeutsche übersetzt, mit Ausnahme einiger dem österreichischen Deutsch eigener Begriffe.

Clifford Geertz führt dies in seinem programmatisch-methodologischen Aufsatz *Aus der Perspektive des Eingeborenen* (1983)<sup>27</sup> aus und überführt das ambivalente Verhältnis von Nähe und Distanz in die bekannte Frage „Was wird aus dem *Verstehen*, wenn das *Einfühlen* [...] entfällt?“ (ebd.: 290) Zur Beantwortung dieser Frage schlägt er eine, von ihm aus psychoanalytischen Kontexten übernommene, Unterscheidung in *erfahrungsnahe* und *erfahrungsferne* Begriffe vor. Diese beschreibt er wie folgt:

„Erfahrungsnahe Begriffe sind, grob gesprochen, solche, die ein Mensch [...] natürlich und mühelos verwenden kann, um zu bestimmen, was er oder seine Mitmenschen sehen, denken, sich vorstellen und so weiter, und die er mühelos verwenden kann, wenn sie in derselben Weise von anderen angewandt werden. Erfahrungsferne Begriffe sind diejenigen, welche alle möglichen Spezialisten [...] benutzen, um ihre wissenschaftlichen, philosophischen oder praktischen Ziele zu verfolgen.“ (ebd.: 291)

Einschränkend gilt jedoch, dass hier nicht strikt von Dichotomien gesprochen werden sollte, sondern von je verschiedenen Punkten auf einem Spektrum an möglichen Bedeutungen (ebd.). Wie aber kann mensch nach Geertz diesem Spannungsverhältnis auf die Spur kommen? Am Beispiel eigener Untersuchungen, welche den Vorstellungen von Personenschaft in den Gesellschaften Balis, Javas und Marokkos nachgingen, schlägt er eine Untersuchung der Symbolsysteme vor; d.h. dem Suchen und Untersuchen der „symbolischen Formen – Worte, Bilder, Institutionen, Verhaltensweisen –, mit denen die Leute sich tatsächlich vor sich selbst und vor anderen darstellen.“ (ebd.: 293) Geertz setzt noch voraus, dass es wenig produktiv wäre, die Beforschten direkt mit den Forschungsfragen zu konfrontieren, denn „[d]ie Leute verwenden ihre erfahrungsnahen Begriffe spontan und ohne sich dessen bewusst zu sein, sozusagen beiläufig im Gespräch.“ (ebd.: 292)<sup>28</sup> Zudem seien die Ideen und Handlungen alle untrennbar miteinander verbunden. (ebd.)

In diesen beiden Punkten kann ich nur teilweise zustimmen. Erfahrungsnahe Begriffe sind zwar richtigerweise alltäglich verwendete Begriffe, ich würde hier jedoch

---

<sup>27</sup> Geertz geht es jedoch weniger um die Frage, über welche „psychischen Voraussetzungen“ (1982: 292) Ethnolog\_innen verfügen sollten, vielmehr geht es ihm darum, wie Ethnographie möglich ist. Er bringt das pointiert zum Ausdruck: „Es geht nicht darum, eine innere geistige Korrespondenz mit seinem Informanten herzustellen, die darauf ohnehin keinen besonderen Wert legen, da sie, wie wir alle, ihre Seele lieber als ihre eigene Angelegenheit betrachten. Es geht vielmehr darum herauszufinden, wie sie sich überhaupt selber verstehen.“ (ebd.)

<sup>28</sup> Zum Ausdruck gebracht in der Aussage: „Es geht vielmehr darum herauszufinden, wie sie sich überhaupt selber verstehen. In gewissem Sinne weiß das natürlich niemand besser als sie selbst. [...] Genauer besehen ist diese Binsenweisheit jedoch schlechtweg falsch.“ (Geertz 1983: 292).

nicht von Beiläufigkeit sprechen, sondern von Routinen. Dies kann den Eindruck vermeiden, der beim Lesen von Geertz allzu leicht aufkommt: die ‚Eingeborenen‘ wissen nicht was sie tun – und es braucht dann eben doch einen besonders begabten Ethnographen, der in der Lage ist dieses mehr oder weniger komplexe Handlungsgefüge zu entschlüsseln. Routinen helfen die Komplexität des Alltags zu reduzieren, sie laufen jedoch nie gänzlich ohne Reflexion ab – weder in unserer Gegenwart, noch zum Zeitpunkt der Geertz’schen Forschungen in vermeintlich vormodernen Gesellschaften. Aus diesem Grund kann ich auch die – nicht nur von Geertz zumindest indirekt vertretene – Behauptung nachvollziehen, nach der es keinen Sinn mache direkt nach den interessierenden Forschungsgegenständen zu fragen. So habe ich in den von mir ebenfalls geführten Interviews direkt nach den Erfahrungen mit Erwerbsarbeitslosigkeit gefragt. Und ich habe durchaus brauchbare Antworten auf diese Fragen bekommen. Zumal ich es aus einer (forschungs-)ethischen Perspektive schlichtweg nicht hinnehmbar finde, die Personen mit denen und über die mensch forscht im Unklaren über das Erkenntnisinteresse zu lassen. Die Menschen, die sich bereit erklären an ethnographischen Forschungen teilzunehmen haben meiner Ansicht nach ein Recht darauf, über die Ziele der Forschung informiert zu werden. Alles andere ist – mensch verzeihe mir diese saloppe Ausdrucksweise – eine Art von Hybris, die sich dahin gehend äußert, dass Ethnograph\_innen der Meinung sind indirekt, gleichsam über Indizien, auf das ‚eigentlich Gemeinte‘ zu schließen.

Geertz’ Argument über die immer bestehenden All-Zusammenhänge zwischen Ideen, Bildern, Worten und Praktiken ist insofern sinnvoll, als es deutlich macht, dass diese verschiedenen Bestandteile der Symbolwelten in gewissen historisch gewordenen Relationen zueinander stehen. Allzu leicht erweckt sein Argument aber den Eindruck, dass die Möglichkeit bestehe, ein ganzheitliches Bild einer Kultur zu zeichnen. Zwar teile ich die Ansicht von Jens Wietschorke (2014), der es für die Aufgabe von kulturwissenschaftlichen Forschungen hält, ausgehend von einzelnen, konkreten Fällen auf übergeordnete Zusammenhänge zu schließen, jedoch würde ich dies nicht in einer derartigen Totalität wie Geertz begreifen. Ich ziehe in Zweifel, dass es möglich ist und möglich war, anhand des balinesischen Hahnenkampfes auf die balinesische Mentalität beziehungsweise den balinesischen Charakter zu schließen, wie Geertz das eben in

jenem Aufsatz letztlich getan hat.<sup>29</sup> Rolf Lindner (2002) hat jedoch überzeugend auf die Schwächen dieses Holismus hingewiesen.

Trotz dieser notwendigen Kritik an den Überlegungen von Clifford Geertz sind sie dennoch hilfreich. Er verweist schließlich darauf, dass das Pendeln zwischen erfahrungsnahen und erfahrungsfernen Begriffen nichts anderes sei, als das „beständige dialektische Lavieren zwischen kleinsten lokalspezifischen Details und umfassendsten Strukturen“ (1983: 307). Für ihn ist dies jene Denkbewegung, die von Dilthey als hermeneutischer Zirkel beschrieben wurde (ebd.) Es bedarf also keiner überaus Empathie begabter Ethnograph\_innen, es bedarf vielmehr Menschen, die in der Lage sind die jeweiligen Symbolsysteme richtig zu deuten (ebd.: 308):

„Das Verstehen dessen, was im Innern von Eingeborenen (um dieses gefährliche Wort noch einmal zu gebrauchen) vor sich geht, gleicht eher dem richtigen Erfassen eines Sprichwortes, dem Begreifen einer Anspielung oder eines Witzes, oder, wie ich vorgeschlagen habe, dem Lesen eines Gedichts als einer mystischen Kommunion.“ (ebd.: 309)

Runtergebrochen bedeutet dies für mich, dass ein Versuch Aussagen der Protagonist\_innen zu deuten nur gelingen kann, wenn ich mich mit Kontexten ebendieser auseinandersetze und die Realitäten ihres Lebens betrachte. Alle Personen, die regelmäßig am Stammtisch teilnahmen sind in eine Zeit hineingeboren worden und haben den Großteil ihrer Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt in einer Periode gemacht, die aus heutiger Sicht von einem beispiellosen Wachstum des Wohlstands und der Etablierung immer dichter Netze der sozialen Sicherung geprägt war. Von Ralf Dahrendorf (1983) bereits in den frühen 1990er Jahre als sich abzeichnend erkannt, geriet das sozialdemokratische Jahrhundert spätestens mit dem Zerfall der UdSSR an sein Ende. Die sich in der Folge immer stetiger beschleunigende Globalisierung führte zu radikalen Veränderungen. Hans-Peter Martin und Harald Schumann sehen in diesen Veränderungen keine angemessene Reaktion auf die Herausforderungen für die westlichen Industrienationen, wie sie am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland feststellen:

„Es geht keineswegs um notwendige Opfer für alle in Zeiten der Krise. Kürzung der Lohnfortzahlung bei Krankheit, Aufhebung des Kündigungsschutzes, radikale Schnitte bei allen Sozialleistungen und

---

<sup>29</sup> Mit diesem Aufsatz hat er auch direkt die im selben Band vorgeschlagene Dichte Beschreibung in die Sphäre gut gemeinter, aber selbst nie umgesetzter methodologischer Vorschläge befördert.

Lohnsenkung trotz steigender Produktivität sind kein Krisenmanagement mehr. Die Reformer im Zeichen der Globalisierung kündigen vielmehr den ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag der Republik, der die soziale Ungleichheit durch Umverteilung von oben nach unten in Grenzen hielt. Das Modell des europäischen Wohlfahrtsstaates habe ausgedient, propagieren sie, im weltweiten Vergleich sei er nun zu teuer.“ (1996: 15f.)

In der Republik Österreich kamen diese Entwicklungen mit einer gewissen Verspätung an, sie zeitigen jedoch nicht minder gravierende Auswirkungen. Im folgenden Kapitel möchte ich daher den Transformationen des österreichischen Wohlfahrtsstaates sowie den Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt nachgehen. Diese Entwicklungen stellen nicht nur die Kontexte dar, in denen die Äußerungen der Stammtischbesucher\_innen von *vita activa* zu deuten sind. Vielmehr zeigen sie auch, welche zum Teil dramatischen Umbrüche sie in ihren Lebensrealitäten zu bewältigen haben.

### **3. DER VEREIN UND DIE IN IHM ORGANISIERTEN MENSCHEN**

Der Verein *vita activa*<sup>30</sup> wurde in den späten 1990er Jahren in der österreichischen Bundeshauptstadt Wien als eine Selbsthilfeorganisation für Erwerbsarbeitslose ab 45 Jahren gegründet. In dieser Hinsicht zählt er zu einer der ältesten Interessenvertretungen in ganz Österreich. Neben der Erwerbsarbeitslosigkeit bilden Armut und Menschenrechte zwei weitere zentrale Themenkomplexe in der Vereinsarbeit. Ich beschreibe im Folgenden die Aktivitäten des Vereins und seiner Mitglieder\_innen im Rahmen ihrer Vereinsmitgliedschaft und auch die Mitglieder\_innen selbst. Diese Beschreibungen fallen unterschiedlich dicht aus, denn ich konnte während meiner Forschung nicht zu allen Personen einen entsprechenden Zugang herstellen und entsprechende Informationen erheben. Die Beschreibungen basieren auf informellen Gesprächen mit den Mitglieder\_innen, auf den von mir geführten Interviews sowie auf meinen Beobachtungen und werden daher nicht weiter belegt.

---

<sup>30</sup> Der Name des Vereins und der Vereinszeitschrift, die Namen der Mitglieder\_innen und Orte sind anonymisiert.

### 3.1. DER VEREIN

Zur Zeit meiner Forschungstätigkeit hat der Verein *vita activa* ungefähr 20 Mitglieder\_innen, von denen einige aufgrund ihrer sozioökonomischen Situation vom jährlich zu entrichtendem Mitgliedsbeitrag in Höhe von € 20,- befreit sind. Der Verein hält einmal in der Woche einen Stammtisch ab, der am frühen Abend beginnt. Diese regelmäßige Veranstaltung fand bis zur Schließung des Gasthauses in einem als gutbürgerlich zu beschreibendem Restaurant in einem der inneren Wiener Bezirke statt. Seit der Schließung des Etablissements findet der Stammtisch zu unveränderten Zeiten in einem Lokal statt, welches seit längerer Zeit als Ausweichort, zum Beispiel bei urlaubsbedingten Schließungen des Stammlokals fungierte. Es handelt sich um einen offenen Stammtisch, Interessierte sind vom Prinzip her jederzeit willkommen. Im Rahmen meiner Forschung habe ich es jedoch nur einmal erlebt, dass eine mir noch nicht bekannte Person beim Stammtisch anwesend war. Mitunter werden zum Stammtisch auch Gäste eingeladen. Bei diesen handelt es sich zumeist um Vertreter\_innen von Parteien, die mit den Anwesenden in einen Austausch darüber treten, welche Maßnahmen, Ideen und Lösungsvorschläge den entsprechenden politischen Organisationen in Bezug auf Erwerbsarbeitslosigkeit und Armut sowie Menschenrechten vorschweben. Nahezu alle aktiven Mitglieder\_innen sind in einer Phase der Erwerbsarbeitslosigkeit zum Verein gestoßen.

Eine der hauptsächlichen Aktivitäten des Vereins bildet die Herausgabe einer unregelmäßig, zumeist vier bis fünf Mal im Jahr erscheinenden Vereinszeitschrift, die den Titel *Impuls* trägt. Die Auflage beträgt um die fünfhundert Exemplare. Diese werden für den Verein kostenlos mit den Möglichkeiten eines Wiener Weiterbildungszentrums gedruckt. Mitglieder\_innen des Vereins können pro Ausgabe eine bestimmte Anzahl an Exemplaren vormerken, die zur Verteilung vorgesehen sind. Ein Großteil der jeweiligen Auflage wird im Rahmen von Abonnements verschickt, es werden aber auch Zeitschriften an Parteien, Interessensverbände und andere, die Arbeit des Vereins betreffende Organisationen verteilt. Die Beiträge einer Ausgabe sind nicht thematisch gebündelt. Sie werden zum Teil von Mitglieder\_innen des Vereins verfasst, einige verwenden dafür ihre Klarnamen, andere publizieren anonym. Weitere Artikel sind Wiederabdrucke von in/auf anderen Medien bereits veröffentlichten Artikeln, welche mit der politischen Ausrichtung korrespondieren.



Eine weitere Aktivität bilden Besuche von Vereinsmitglieder\_innen bei anderen Veranstaltungen, die eine zur Vereinsarbeit thematische Nähe aufweisen. Diese Aktivitäten werden nur von wenigen Mitglieder\_innen wahrgenommen. Diese agieren bei den Veranstaltungen mehr oder weniger stark als Repräsentant\_innen des Vereins und versuchen dessen politische Agenda einzubringen. Über den Besuch solcher Events wird dann in der Regel beim darauffolgenden Stammtisch berichtet.

Als gemeinnütziger Verein muss *vita activa* sich an das geltende Vereinsrecht halten, was zumindest vorsieht, einen Vorstand, einen Kassier und einen Schriftführer zu benennen sowie mindestens einmal im Jahr eine Generalversammlung abzuhalten.

### **3.2. DIE HANDELNDEN PERSONEN**

Von den bereits oben erwähnten ungefähr 20 Mitglieder\_innen waren/sind zum Zeitpunkt meiner Forschung acht – mit mir neun – als aktive Mitglieder\_innen zu bezeichnen. Als aktive Teilnahme werte ich die mehr oder weniger regelmäßige Teilhabe am wöchentlichen Stammtisch. Die Personen beteiligen sich unterschiedlich stark an den jeweiligen Themen, die im Rahmen des Stammtisches angesprochen werden. Manche von ihnen haben auch im Rahmen der Vereinsarbeit spezifische Aufgaben. Soweit es mir möglich ist, gebe ich Informationen zu Alter und der jeweiligen (Berufs-)Biographie meiner Informant\_innen. Ich zähle mich selbst zu den aktiven Teilnehmer\_innen, daher werde ich auch einige Hintergrundinformationen zu mir selbst liefern. Ich beginne mit den Aktivist\_innen, die im Verein definierte Rollen übernehmen.<sup>31</sup>

#### **Der Obmann**

Peter, Anfang 70, ist seit vielen Jahren Mitglied des Vereins. Nach langen Jahren im Vertrieb von Industriegütern, vornehmlich nach Osteuropa verlor er seine Anstellung und meldete sich arbeitslos. Aufgrund seines damals schon fortgeschrittenen Alters erkannte er seine Unvermittelbarkeit am Arbeitsmarkt an und ließ sich vorzeitig pensionieren. Zu dieser Zeit stieß er auch auf den Verein *vita activa* und begann sich zu engagieren. Zwischenzeitlich nahm er nicht mehr regelmäßig am Stammtisch und anderen Aktivitäten teil. Er wurde jedoch durch den privaten Kontakt mit einem anderen Vereinsmitglied dazu ermutigt, sich wieder verstärkt zu engagieren und brachte

---

<sup>31</sup> Einige der Mitglieder\_innen des Vereins wurden auch intern mit Rollen bezeichnet. Beim Finanz-Georg geschah dies vor allem für mich, mit dem Ziel beide Georgs unterscheiden zu können. Anders gelagert ist dies bei Heike – ihre Bezeichnung als „Quoten-Frau“ ist in meinen Augen eine ironisierende Auseinandersetzung mit Quoten-Forderungen, deren Ziel eine stärkere Gleichstellung ist.

das Thema der Menschenrechte in den Verein ein. Peter stammt nach eigenen Angaben aus einer sozialistischen Familie und vertritt dezidiert linke Positionen. Als mittlerweile langjähriger Obmann des Vereins bildet er einen Mittelpunkt in den Stammtisch-Runden und ist auch über die unmittelbaren Grenzen des Vereins hinaus bekannt. Peter nimmt regelmäßig an einem attac-Arbeitskreis teil und war als Vertreter des Vereins in der Armutskonferenz und in Treffen mit der Volksanwaltschaft präsent. Peter schreibt viele Beiträge für die Vereinszeitschrift und ist ein eifriger Schreiber von Leserbriefen zu Themen, die ihn interessieren.

#### Der Kassier

Der Finanz-Georg, Anfang 70, ist ebenso wie Peter seit vielen Jahren Mitglied des Vereins. Seit einigen Jahren übt er das Amt des Kassiers aus, verwaltet also die Einnahmen des Vereins. Er hat ebenso wie Peter eine kaufmännische Laufbahn hinter sich und ist kurz vor dem Pensionsalter aufgrund von Personaleinsparungsprozessen erwerbsarbeitslos geworden. In einem informellen Gespräch führte auch er sein Alter als Grund für die bis zur Pension andauernde Erwerbsarbeitslosigkeit an. Der Finanz-Georg hält sich zumeist während des Stammtisches zurück und beteiligt sich wenig an den Gesprächen. Er ist während meiner Forschungszeit bis auf einen Abend immer anwesend gewesen.

#### Der Schriftführer

Paul, Anfang 60, ist der Schriftführer des Vereins. In dieser Funktion obliegt ihm unter anderem die Protokollierung der jährlichen verpflichtenden Generalversammlung. Er ist als selbstständiger Mediengestalter tätig, aber ebenso wie fast alle aktiven Mitglieder\_innen des Vereins in einer Phase der Erwerbsarbeitslosigkeit zu diesem gestoßen. Er verantwortet überdies das Layout der Vereinszeitschrift. Zudem ist er für eine dem linken Spektrum zuzuordnenden Parteien in einem Wiener Bezirksparlament vertreten. Aufgrund seiner parteipolitischen Verpflichtungen war er nur am Anfang meiner Forschungsphase regelmäßig beim Stammtisch vertreten, zwischenzeitlich war er durch den Wahlkampf zur Wien-Wahl stark eingebunden.

#### Der Drucker

Erich, Anfang 50, ist seit 18 Jahren erwerbsarbeitslos. Er kommt aus der Printbranche und ist eigenen Angaben zufolge Opfer der Technisierung/Automatisierung geworden. Für den Verein übernimmt er das Drucken der Zeitschrift und steuert auch manchmal Titelbilder für diese bei. Er kommt meistens

eine Stunde nach dem offiziellen Beginn des Stammtisches und verhält sich ruhig, es sei denn er wird von anderen explizit zu Äußerungen seine eigene Situation betreffend aufgefordert.

#### Der Kommunist

Jürgen, Mitte 60, kurz vor der Pension stehend, kam erst vor einem Jahr zum Verein. Als gelernter Automechaniker brach er mit diesem Beruf und verfolgte in den folgenden Jahren eine Karriere im IKT-Bereich. Diese verlief eigenen Angaben zufolge vor allem in den Jahren nach dem Fall des Eisernen Vorhangs äußerst erfolgreich. Durch die dubiosen Machenschaften eines Schweizer Investmentbankers seiner eigentlich sicheren Aussichten für die Pension beraubt, entschied er sich vor einem Jahr aus Südfrankreich nach Österreich zurückzukehren. In dieser Zeit hat er erlebt, wie mit Erwerbsarbeitslosen umgegangen wird, einen Kurs für Existenzgründer\_innen besucht und sich der politischen Arbeit im Verein und in einer linken Plattform für die Wien-Wahl verschrieben. Aufgrund der politischen Arbeit für diese Plattform nahm Jürgen auch nicht an allen Stammtischen während der Beobachtungsperiode teil.

#### Der Unangepasste

Georg, ebenfalls Anfang 70, hat in vielen verschiedenen Branchen gearbeitet, darunter auch in der chemischen Industrie. In meiner Anwesenheit bringt er immer wieder Vergleiche zwischen den Republiken Österreich und der Bundesrepublik Deutschland ein. Für die Generalversammlung fungierte Georg als Rechnungsprüfer und es oblag ihm, den Bericht von Hans zu prüfen. Georg beteiligt sich an den Diskussionen des Stammtisches, bringt mitunter aber kontroverse Positionen ein, denen von anderen Mitglieder\_innen oftmals heftig widersprochen wird.

#### Der Sporadische

Charly, Ende 40, kommt aus der IKT-Branche. Er spielt während des Stammtisches mitunter mit technischen Gadgets, die das Ganze aufzeichnen könnten. Dieter stößt gegen Mitte meiner Forschung wieder zum Verein, davor war er eine gewisse Zeit absent. Er befindet sich in einer Beschäftigungsmaßnahme des AMS, der er kritisch gegenübersteht. Während meiner Forschung gibt es einen Zeitraum von fünf Wochen in denen Dieter nicht zum Stammtisch erscheint.

#### Die Quoten-Frau

Heike ist zum Zeitpunkt meiner Forschung die einzige aktive weibliche Teilnehmerin des Stammtisches. Nach einer anfänglichen Ausbildung im bürokaufmännischen Bereich entschied sie sich zu einer weiteren Ausbildung im

Pflegebereich, hat sich gleichwohl auch in ihrem angestammten Berufsfeld weitergebildet. Heike hatte eine Weiterbildung im Pflegebereich begonnen, die sie aber aufgrund eines Burnouts abbrechen musste. Seitdem befindet sie sich in Betreuung durch das AMS und fürchtet ständig in eine SÖB (sozialökonomische Beschäftigung) transferiert zu werden. Im Verlauf der Forschung kam es zu einem Bruch Heikes mit dem Verein. Diesem lag ein Streit über mit dem Obmann und einem weiteren Vereinsmitglied zu Grunde – den Erzählungen der beiden anderen Teilnehmern zufolge fanden diese Heikes Auftreten ihnen gegenüber unpassend.

Der Forscher

Ich bin zum Beginn meiner Forschung 30 Jahre alt, also eigentlich zu jung für die Zielgruppe des Vereins. Ich werde aber dennoch mit offenen Armen empfangen, keiner der Anwesenden hat ein Problem mit meiner forschenden Teilnahme. Nach einer anfänglichen Auftauzeit beginne ich mich immer tiefer in die Vereinsaktivitäten zu engagieren, dies führt soweit, dass ich für den Verein zu auswärtigen Veranstaltungen fahre und auch in Form eines Interviews, eines Essays und eines Berichts Beiträge für die Vereinszeitschrift schreibe. Ich positioniere mich als links.

#### **4. KONTEXTE. SUBJEKTIVIERUNG IM POSTFORDISMUS. ODER: ZUMUTUNGEN DER ÖSTERREICHISCHEN GEGENWART.**

Soziale Gerechtigkeit ist nicht nur ein Problem der Menschen am sozialen Rand, die direkt von Arbeitslosigkeit betroffen sind, sondern ein Problem würdiger Lebens- und Arbeitsverhältnisse auch für die große Mitte der Gesellschaft.

Vester 2006: 258

In diesem Kapitel verfolge ich das Ziel einen Einblick in die Gegenwart der ausgehenden 2010er Jahre zu geben. Ove Sutter (2013: 60) hat darauf hingewiesen, dass der Forschungsstand zu den Entwicklungen in postfordistischen Gesellschaften kaum mehr zu überschauen ist und auch breit aufgearbeitet wurde. Die einzelnen Unterkapitel sind jeweils spezifischen Ausschnitten gewidmet, sie sind jedoch als miteinander verwoben zu betrachten und stellen in ihrer Gesamtheit die Kontexte bereit in denen das sprachliche Handeln im Verein zu verorten ist.

Ich zeichne das Bild des für die österreichische Gegenwart dominierenden „Subjektivierungsregime[s]“ (Bröckling 2007: 39). Darunter verstehe ich mit Ulrich Bröckling die

„Kraftlinien, die – unter anderem – in institutionellen Arrangements und administrativen Regelungen, in Arbeits- und Versicherungsverträgen, in Trainingsprogrammen und Therapiekonzepten, in technischen Apparaturen und architektonischen Settings, in medialen Inszenierungen und alltäglichen Performanzen wirksam sind.“ (2007: 132)

In den ersten Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kam es in den westlichen Wohlfahrtsstaaten zu einer bemerkenswerten Entwicklung: der dem Kapitalismus eingeschriebene „Interessenskonflikt zwischen Arbeit und Kapital“ (Sutter 2013a: 11) wurde zwar nicht aufgehoben, aber in Form eines Klassenkompromisses entschärft (ebd.). Im Rahmen dieses Ausgleichs wurde eine Vielzahl von Maßnahmen erlassen die Arbeitsverhältnisse regulierten (ebd.) und zu einem – mehr oder weniger – starken Ausbau der Systeme sozialer Sicherung in den 1960er und 1970er Jahren (Esping-Andersen 1990: 1) führten. Gleichzeitig bildete sich die „soziale Institution eines Normallebenslaufs“ (Sutter 2013a: 12) aus, in dessen Zentrum (männliche) Erwerbsarbeit stand. Die Errungenschaften der Sozialsysteme sind in den letzten vierzig Jahren jedoch ebenso unter Druck geraten wie die Plan- und Erwartbarkeit des Erwerbslebens (ebd.).

#### **4.1 EINE INSEL DER SELIGEN? TRANSFORMATIONEN DES ÖSTERREICHISCHEN WOHLFAHRTSSTAATES.**

##### **Wohlfahrtsstaatsregime. Grundzüge und Kritiken. Der Fall Österreich.**

Der dänische Politik- und Sozialwissenschaftler Gøsta Esping-Andersen entwickelte zu Beginn der 1990er Jahre eine Typologie von Wohlfahrtsstaaten, die bis heute die (wissenschaftliche) Diskussion prägt: er differenziert zwischen liberalen, konservativen und sozialdemokratischen. Esping-Andersen legt eine weite Perspektive an: anstatt den Fokus nur auf die Umverteilung von Einkommen, Transferleistungen und sozialen Diensten zu legen, plädiert er dafür die vielfältigen politischen und ökonomischen Verschränkungen in den Blick zu nehmen. Aus diesem Grund schlägt er auch vor, von Wohlfahrtsstaatsregimen zu sprechen (1990: 1f.). Sie sind als Produkte von Klassenkompromissen zu verstehen, wobei eine ähnliche Ausgangslage in der Mobilisierung der Klassen nicht notwendigerweise zu einander ähnlichen Wohlfahrtsstaatsregimen

führen muss (ebd.: 18).<sup>32</sup> Eine grundlegende Unterscheidung bei den verschiedenen Typen lässt sich bezüglich des Ausmaßes der De-Kommodifizierung vornehmen, d.h. dem staatlich eingetragenen Zwang die Arbeitskraft als Ware auf dem Markt anzubieten (ebd.: 21f.). Neben dem Grad der De-Kommodifizierung muss ebenfalls die jeweilige soziale Ungleichheit mit in die Analyse einbezogen werden, denn sowohl die Annahme einer den Regimen inhärenten Verminderung von Ungleichheit als auch simple Fragen nach Einkommensumverteilungen bzw. bildungsbezogener Aufwärtsmobilität greifen zu kurz: „The welfare state is not just a mechanism that intervenes in, and *possibly* corrects, the structure of inequality; it is, in its own right, a system of stratification. It is an active force in the ordering of social relations.“ (ebd.: 23; Hervorhebung CB)

In liberalen Wohlfahrtsstaaten (wie z.B. den USA) dominiert ein Ansatz, der von den Subjekten fordert, ihre Bedürftigkeit glaubhaft zu machen und diesen im Bedarfsfall eher minimale Leistungen zugesteht. Dadurch soll zum einen der Markt gestärkt werden, zum anderen sollen die Bürger\_innen dazu gebracht werden, sich privat abzusichern (ebd.: 22). In Staaten des konservativen Typus dominiert das Versicherungsprinzip, das in seinen Grundzügen immer noch stark an das von Otto von Bismarck eingeführte angelehnt ist. Es basiert auf den „Prinzipien der Äquivalenz und Statussicherheit“: „Leistungen hängen somit von der Dauer und Höhe der Beitragszahlungen und der Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe ab, sie reduzieren aber weniger die soziale Ungleichheit.“ (Leibetseder 2012: 21; auch Esping-Andersen 1990: 22) Konservative Wohlfahrtsstaatsregime sind traditionell ebenfalls stark von der Kirche beeinflusst. Leistungen sind so zugeschnitten, dass sie klassische Familienmodelle begünstigen. Gleichzeitig interveniert der Staat, dem Prinzip der Subsidiarität folgend, erst dann, wenn die Ressourcen der Familie nicht ausreichend sind (Esping-Andersen 1990: 27).<sup>33</sup> Regime des sozialdemokratischen Typus zeichnen sich im Gegensatz zu den vorhergehenden dadurch aus, dass sie eine Basisversorgung unabhängig von Status und Einzahlungen garantieren. Zu diesem Typ lassen sich vor allem die skandinavischen Staaten zählen, die auch den höchsten Grad an De-Kommodifizierung aufweisen (ebd.: 23).

---

<sup>32</sup> Esping-Andersen verdeutlicht dies an den Beispielen Schwedens und Österreichs: Die Mobilisierung der Arbeiterklasse war in beiden Staaten vergleichbar hoch, in Schweden wurde ein sozialdemokratisches WSS-Regime etabliert, während Österreich ein konservatives Modell entwickelte (1990: 18).

<sup>33</sup> Ein Beispiel dafür sind die gesetzlichen Unterhaltspflichten für Kinder in Ausbildung bzw. pflegebedürftige Eltern (Heitzmann/Österle 2008: 50).

Ein konservatives Wohlfahrtsstaatsregime wie das der Republik Österreich lässt sich also mit den Worten Esping-Andersens wie folgt charakterisieren:

„Here, the historical corporatist-statist legacy was upgraded to cater to the new ‚post-industrial‘ class structure. In these conservative and strongly ‚corporatist‘ welfare states, the liberal obsession with market efficiency and commodification was never preeminent and, as such, the granting of social rights was hardly ever a seriously contested issue. What predominated was the preservation of status differentials; rights, therefore were attached to class and status.“ (ebd.: 27)

Die von ihm skizzierten Typen liegen weder in Reinform vor, noch sind sie als ahistorisch zu betrachten (ebd. 28f.). Konservative europäische Regime „have both incorporated both liberal and social democratic impulses. Over the decades, they have become less corporatist and less authoritarian.“ (ebd.: 29) Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges etablierte die Große Koalition aus Sozialdemokraten (SPÖ) und Christsozialen (ÖVP) den Korporatismus in mehreren Teilschritten, zu denen zunächst die Gründung des Österreichischen Gewerkschaftsbundes (ÖGB) im Jahre 1945 und ein Jahr später die Gründung der Wirtschaftskammer (heute: WKÖ) zählten (Pelinka 1998: 27). Den Höhepunkt dieser Entwicklung bildete die unter dem Bundeskanzler Julius Raab 1957 eingesetzte *Paritätische Kommission für Preis- und Lohnfragen*, die zwar – durch die enge Verbindung der Parteien mit den Interessensvertretungen (ebd.: 25f.) – wichtig für „die innere Stabilität und die wirtschaftlichen Belange“ (Vocelka 2002: 323) war und Aufschwung und Wohlstand in gesamtgesellschaftlichem Ausmaß brachte (ebd.: 330; auch Bojadzic/Demirovic 2002: 10f.), gleichzeitig wurde die Republik Österreich zu einem „Kammerstaat“ (Vocelka 2002: 323). Denn die vier großen, in der Kommission vertretenen Interessensvereinigungen (ÖGB, Wirtschaftskammer, Arbeiterkammer und Bauernbund), emanzipierten sich zunehmend von staatlicher Kontrolle (Pelinka 1998: 27) und demokratischer Legitimation: „Die entscheidenden Personenkreise trafen sich in einem intimen und informellen Rahmen, der Klassenkampf wurde am grünen Tisch ausgefochten.“ (Vocelka 2002: 323)

Diese, später als Sozialpartnerschaft auch verrechtlichte Form der Sozialpolitik (ebd.) ermöglichte eine Reduktion der dem Kapitalismus eingeschriebenen „soziale[n] Verunsicherung“ (Sutter 2013b: 301). Ab den 1970er Jahren wurden, ausgehend vom angloamerikanischen Raum (Rose/Miller 1992: 198), konservative Politiken zunehmend neoliberal unterlaufen (ebd.). Klassische liberale Prinzipien werden im

Neoliberalismus reaktiviert: „scepticism over the capacities of political authorities to govern everything for the best; vigilance over the attempts of political authorities to seek to govern.“ (ebd.) In dieser Optik ist der Wohlfahrtsstaat aus verschiedenen Gründen abzulehnen: zum einen erfordert seine Verwaltung ein entsprechendes Ausmaß an Bürokratie, die als zu teuer und ineffizient angesehen wird (ebd.).<sup>34</sup> Zum anderen, bedingt durch die staatliche Zuständigkeit im Bereich sozialer Sicherung, wird behauptet: „the welfare state has a morally damaging effect upon citizens, producing ‚a culture of dependency‘ based on expactations that government will do what in reality only individuals can.“ (ebd.) Doch nicht nur konservative Politik wurde neoliberal ausgerichtet (Schmid 2010: 58f.), angetrieben durch wirtschaftliche Krisenerfahrungen wurde generell sowohl das Ausmaß der sozialen Absicherung als auch deren Finanzierbarkeit in Frage gestellt (Heitzmann/Österle 2008: 48). Dies führte zu einschneidenden Veränderungen in den Programmatiken auch sozialdemokratischer Parteien. Tony Blair und Gerhard Schröder formulierten dabei unter tatkräftiger Hilfe von Anthony Giddens die Politik des Dritten Weges, den Josef Schmid (2010: 60f.) wie folgt zusammenfasst:

„Die neue Sozialdemokratie geht in ihren ökonomischen Konzepten von den Herausforderungen und Problemen einer globalisierten Informations- und Dienstleistungsökonomie aus, die sich nicht mehr defensiv bewältigen lassen. Gefordert sind demnach eine neue Steuer- und Haushaltspolitik, um als Wirtschaftsstandort attraktiv zu bleiben [sic!], eine aktivierende Arbeitsmarkt<sup>35</sup>- und Sozialpolitik, die ‚Jobs für alle‘ in den Mittelpunkt rückt, sowie neue bürgernahe Formen des Regierens.“

Die Konzentration von Sozial- und Arbeitsmarktpolitik liegt dabei auf der Herstellung von Beschäftigungsfähigkeit indem Verantwortung in Richtung der Subjekte verlagert wird und anstelle von nur passiven Leistungen die Forderung nach eigenverantwortlicher, durch Beratung und Qualifizierung gestützter Aktivierung (ebd.: 61). In der Bundesrepublik Deutschland steht hierfür exemplarisch das Motto der sog. Hartz-Reformen „Fördern und Fordern“. Eine solche von Widersprüchen geprägte

---

<sup>34</sup> Im Bereich der öffentlichen Verwaltung führte das zur Entwicklung des New Public Managements, verkauft als eine Strategie zur Kostenreduktion, Effizienzsteigerung und größeren Nähe zu den Bürger\_innen (Bogumil/Jann: siehe BA-Arbeit), die u.a. dazu führte, dass nicht mehr von Bürger\_innen die Rede ist, sondern von Kund\_innen.

<sup>35</sup> Aktivierende Arbeitsmarktpolitik steht somit im Gegensatz zu aktiver Arbeitsmarktpolitik, die sich vor allem im Ideal der Vollbeschäftigung und einer entsprechend expansiven Budgetpolitik zeigt um somit Erwerbsarbeitslosigkeit zu verhindern (Scherschel et.al. 2012: 8).



Sozialdemokratie, die am Ende der 1990er Jahre europaweit in Regierungsverantwortung war (ebd.: 60), ist dauerhaft nicht durchsetzungsfähig geblieben: „Eine Politik, die Deregulierung und Neokorporatismus zu verbinden versucht und damit die Selektions- und Spaltungslinien zu Lasten eines Teils der abhängig Beschäftigten stärkt, ist in die Krise geraten.“ (Bojadzije/Demirovic 2002: 17) Ich möchte diese Diagnose verschärfen und konstatieren, dass die Politik des Dritten Weges gescheitert ist, seit der Übernahme konservativer und neoliberaler Programme wurden gerade im Vereinigten Königreich und der Bundesrepublik Deutschland die sozialdemokratischen Parteien nicht nur abgewählt, sondern von den Wähler\_innen regelrecht abgestraft und sind entweder komplett von der Regierungsverantwortung ausgeschlossen (in Großbritannien) oder ihnen bleibt nur die Rolle eines Juniorpartners in einer Großen Koalition (in der BRD).

### **Ending welfare as we know it? Arbeitsmarkt- und Sozialpolitische Maßnahmen nach dem Ende des Keynesianismus**

In Österreich<sup>36</sup> wurde dieses Scheitern durch die Ergebnisse der Nationalratswahlen von 1999 deutlich. Als deren Ergebnis stand nicht die Fortsetzung der für den Staat seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges prägenden großen Koalition von ÖVP und SPÖ sondern eine Zusammenarbeit der ÖVP mit der unter ihrem damaligen Parteiobmann Jörg Haider stramm rechtspopulistisch ausgerichteten FPÖ. Diese Koalition hatte es sich zum Ziel gesetzt den historischen Klassenkompromiss der Zweiten Republik – eben versinnbildlicht durch die Sozialpartnerschaft<sup>37</sup> – aufzukündigen (Bojadzije/Demirovic 2002: 10). Eva Kreisky (2002: 50; Hervorhebungen i.O.) beschreibt dies als Durchsetzung des rechten Flügels der ÖVP, deren Interessen sich mit denen der FPÖ deckten: „Einem Pakt *gegen* Sozialdemokratie, *gegen* Gewerkschaften und vor allem *gegen* Sozialstaatlichkeit stand nichts mehr im Wege.“ Um dieses Programm umsetzen zu können beschleunigte die Regierung unter dem Bundeskanzler Wolfgang Schüssel den von SPÖ/ÖVP angestoßenen Prozess der „allmähliche[n] Neoliberalisierung“ (ebd.:

---

<sup>36</sup> Mittlerweile lässt sich hier von einem gesamteuropäischen Phänomen sprechen, darauf verweisen nicht nur die Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland mit einer immer stärker werdenden AfD sondern auch jüngst die Ergebnisse der Regionalwahlen in Frankreich sowie Regierungsbeteiligung rechter Parteien in Dänemark und Finnland sowie die dramatischen Entwicklung in Ungarn und Polen.

<sup>37</sup> Die Sozialpartnerschaft ist nur ein Element des „Austrokorporatismus“. Weitere zentrale Element sind ist der hohe Anteil an öffentlichem Eigentum im Industrie- und Bankensektor, eine weitgehende Regulierung der Märkte sowie ein Fokus auf männliche Erwerbsarbeit mit niedriger Frauenerwerbsquote und traditionellen Familienmodellen (Atzmüller 2012: 77).

51) als deren gewünschter Ergebnisse „Privatisierung, Entsolidarisierung und Entdemokratisierung“ (ebd.) stehen.

Der bereits vor der schwarz-blauen Regierung begonnene Umbau der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik stellte jedoch keinen Bruch dar, wie es die Agenda 2010 in der Bundesrepublik Deutschland tut, sondern eine „allmähliche Aushöhlung und Fragmentierung der bestehenden Regulierungsinstitutionen“ (Atzmüller et.al. 2012: 78). Infolge steigender Erwerbsarbeitslosigkeit in den 1980er Jahren wurde die bis dahin auch rechtlich durch das Arbeitsmarktförderungsgesetz (AMFG) von 1968 gesicherte austrokeynesianische Wirtschaftspolitik aufgegeben und als neue Ziele die Förderung von Wettbewerbsfähigkeit und Strukturwandel ausgegeben (ebd.: 91f.). Neoliberale Kritiken an der Effektivität und Effizienz der staatlichen Arbeitsmarktverwaltung aufnehmend – die Erwerbsarbeitslosigkeit vor allem als eine Folge mangelnder Arbeitsbereitschaft und einem „matching“-Problem zwischen Arbeitenden und Unternehmen annahmen – wurde diese mit dem Arbeitsmarktservicegesetz (AMSG) dezentralisiert und das Arbeitsmarktservice (AMS) als die vom Ministerium ausführende Behörde installiert. In weiterer Folge wurden die Ansprüche durch das Senken der Nettoersatzrate<sup>38</sup> vermindert und der Zugang zur Anwartschaft erhöht, so gilt als Berechnungsgrundlage seit 1996 nicht mehr das Einkommen des letzten Monats sondern jenes des letzten Jahres.

Die ÖVP/FPÖ-Regierung verschärfte diese Maßnahmen.<sup>39</sup> Die Nettoersatzrate wurde 2000 auf 55% gesenkt und die Notstandshilfe<sup>40</sup> auf 92% des letzten Arbeitslosengeldes reduziert. Sie wird auch (bereits seit 1996) beim erstmaligen Bezug auf die Höhe des Existenzminimums gedeckelt (Atzmüller 2009: 29). Zudem wurde die zum erneuten Bezug von Arbeitslosengeld Versicherungszeit von 20 auf 28 Wochen erhöht. Desweiteren wurden die Sanktionsmöglichkeiten durch das AMS erweitert und die Zumutbarkeitskriterien zu Lasten von Erwerbsarbeitslosen aufgeweicht (ebd.: 94ff.). Die aktivierende Arbeitsmarktpolitik in der Republik Österreich steht unter dem Paradigma der „early intervention“, d.h. es wird ein verpflichtender Betreuungsplan

---

<sup>38</sup> Die Nettoersatzrate ist der Prozentsatz des Nettoeinkommens, der zur Berechnung der Höhe des Arbeitslosengeldes herangezogen wird.

<sup>39</sup> Roland Atzmüller (2009: 29) führt als einen Grund hierfür an, dass die so in der Arbeitslosenversicherung erwirtschafteten Überschüsse mit zur Finanzierung des „Nulldefizits“ beitragen sollten.

<sup>40</sup> Die Notstandshilfe steht im Gegensatz zum Arbeitslosengeld bei entsprechend wiederholter Bewilligung unbegrenzt zur Verfügung. Die Höhe der Notstandshilfe bemisst sich als einkommensabhängige Leistung von den Gesamteinkünften des Haushaltes (Heitzmann/Österle 2008: 59).

erstellt und die Bezieher\_innen des Arbeitslosengeldes sind verpflichtet ihre aktive Arbeitssuche nachzuweisen. Weitere Maßnahmen sind Coachings und Bewerbungstrainings, die allerdings seit ihrer Einführung aufgrund fehlender Relevanz in der Kritik stehen und als zeitlich meist kurze, wenig intensive Maßnahmen nicht geeignet scheinen das „matching“-Problem zu beheben (ebd.: 96f.). Die teilweise repressive Praxis des AMS sah sich deutlicher Kritik und auch Klagen ausgesetzt. Als Reaktion darauf wurde nicht etwa dessen Sanktionierungspolitik angepasst; stattdessen wurden die gesetzlichen Bestimmungen zur Arbeitswilligkeit erweitert und die Praktiken des AMS somit legalisiert (ebd.: 98f.). Mit der Novelle des Arbeitslosenversicherungsgesetzes 2007 wurden auch Zuweisungen zu geförderten Beschäftigungen zumutbar erklärt. Die Weigerung eine solche Beschäftigung aufzunehmen kann eine Sperre des Arbeitslosengeldes nach sich ziehen. Im Rahmen der Gesetzesänderung wurde eine teilweise Privatisierung der Arbeitsvermittlung beschlossen, so kann (und wird) die Vermittlungstätigkeit auch an vom AMS beauftragte Unternehmen übertragen werden, die erfolgsabhängig honoriert werden (Atzmüller 2009: 32). Auch die zumutbare Wegzeit zur Annahme einer Stelle wurde erhöht (ebd.: 33). Es gilt jede Arbeit als zumutbar, welche den „körperlichen Fähigkeiten der Arbeitslosen angemessen ist, ihre Gesundheit und Sittlichkeit nicht gefährdet und angemessen entlohnt wird.“ (Dimmel 2009: 41) Die Ausdeutung dieser vage bleibenden Begriffe obliegt der durchführenden Behörde (ebd.).

Im Zeitraum von 2000 bis 2010 ist die Zahl an Menschen in Qualifizierungsmaßnahmen um fast das Fünffache gestiegen (Leibetseder 2012: 25). Diese Maßnahmen unterliegen nicht nur – wie bereits oben gezeigt – einer mitunter scharfen öffentlichen Kritik, sondern sind auch bereits Gegenstand von Forschungsprojekten gewesen (u.a. Krenn 2012). In der wissenschaftlichen Debatte ist ein anderes Set von Maßnahmen bisher eher außen vor geblieben: Sozialintegrative Unternehmen. Eine Ausnahme bildet ein Projekt der Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt, das im Auftrag des Wiener AMS und der Arbeiterkammer Wien durchgeführt wurde (Atzmüller/Köchler/Riesenecker-Caba 2006). Ziel der Studie war es, die „wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung geförderter Beschäftigungsprojekte“ (ebd.: 1) herauszuarbeiten. Diese werden von Seiten des AMS noch in Gemeinnützige Beschäftigungsprojekte (GBP), Sozialökonomische Betriebe (SÖB) und Sozialökonomische Betriebe Überlasser (SÖBÜ) unterteilt (AMS online). SÖBs und SÖBÜs agieren auf dem freien Markt, sie müssen im Gegensatz zu GBPs

mindestens 20% an Eigenerlösen generieren, um „gemäß der Zielsetzungen der aktiven Arbeitsmarktpolitik in Österreich in diesen Unternehmungen betriebswirtschaftliches Denken trotz öffentlicher Forderungen zu garantieren.“ (Atzmüller/Köchler/Riesenecker-Caba 2006: 2) SÖBÜs stellen dabei die entsprechende Variante der Leiharbeit dar. Allen gemeinsam ist das von Seiten des AMS zugeschriebene Ziel der „Integration von arbeitsmarktfernen Menschen in ein reguläres Beschäftigungsverhältnis und damit in den 1. Arbeitsmarkt.“<sup>41</sup> Als arbeitsmarktfern gelten für das Arbeitsmarktservice Personen über 50 Jahre, die seit mindestens sechs Monaten erwerbsarbeitslos gemeldet sind, Bezieher\_innen der bedarfsorientierten Mindestsicherung und „Menschen mit Behinderung“ (ebd.). Bei den Stellen in diesen Betrieben handelt es sich um als „Transitarbeitsplätze“ die eine zeitliche Befristung aufweisen (Atzmüller/Köchler/Riesenecker-Caba 2006: 1). Im Rahmen dieser Arbeitsverhältnisse müssen sich die Beschäftigten auch Qualifizierungsmaßnahmen unterziehen, die zum einen zum Ziel haben,

„Transitarbeitskräfte auf die Anforderungen am Regelarbeitsmarkt vorzubereiten und ihre handwerklichen Fähigkeiten zu steigern. Andererseits sollen Schlüsselqualifikationen, wie Verantwortungsbewusstsein, Genauigkeit, Selbstständigkeit und Flexibilität verbessert werden.“ (ebd.)

Im Rahmen des mehrphasigen Forschungsprojektes wurden jedoch nur die Geschäftsbeziehungen der geförderten Beschäftigungsprojekte mit anderen Unternehmen erhoben sowie eine quantitative und qualitative Befragung von Geschäfts- und Privatkund\_innen durchgeführt (ebd.: 3ff.). Damit wurde eine kritische Perspektive auf diese beschäftigungspolitischen Maßnahmen außen vorgelassen, denn insbesondere bei SÖBs wurde „die Sinnhaftigkeit der dort angebotenen Tätigkeiten“ (Atzmüller 2009: 31) angezweifelt, sind diese doch vor allem in Bereichen angesiedelt, die wenig fachliche Ausbildung erfordern (siehe dazu die Aufzählung der Tätigkeitsbereiche in Atzmüller/Köchler/Riesenecker-Caba 2006: 1). Hier zeigt sich, dass mit den geförderten Beschäftigungsprojekten eine Segmentierung des Arbeitsmarktes in einen primären, auf qualifizierter und stetiger Beschäftigung basierenden sowie einen sekundären „Jedermannsarbeitsmarkt der unqualifizierten, un stetigen und ungesicherten Arbeitsverhältnisse“, wie sie beispielsweise in der Bundesrepublik Deutschland seit

---

<sup>41</sup> AMS online; <http://www.ams.at/wien/service-arbeitsuchende/arbeitsuche/geofoerderte-beschaefigungsprojekte>; letzter Zugriff 04. Dezember 2018

langem etabliert ist (Konietzka/Sopp 2006: 323), mit Mitteln der Sozialpolitik voran getrieben wird.

Gleichwohl erfordert der Umbau des österreichischen Wohlfahrtsstaatsregimes eine etwas differenziertere Betrachtung. Bettina Leibetseder (2012) untersucht, inwiefern die gegenwärtige österreichische Sozialpolitik nicht nur die beim konservativen Typ besonders ausgeprägte soziale Stratifizierung fortschreibt, sondern auch Tendenzen aufweist eine zunehmende gesellschaftliche Spaltung zu bewirken. Dies wird unter dem Begriff der „Dualisierung“ (ebd.: 21) gefasst und meint

„nicht nur eine verstärkte Leistungsdifferenzierung. Sie impliziert auch weniger Menschen, die in der Sozialversicherung inkludiert sind, und mehr aus der Sozialversicherung ausgegrenzte, die zwischen bedarfsgeprüften Leistungen, atypischen Beschäftigungen und Aktivierungsmaßnahmen pendeln müssen [...]“ (ebd.)

Im Zuge der Dualisierung würden gesellschaftliche Exklusionstendenzen durch staatliche Maßnahmen verstärkt und das System der Sozialversicherung als dominierende Form sozialer Absicherung in Frage gestellt (ebd.: 21f.). Sie kommt in Bezug auf das Sozialsystem der Republik Österreich jedoch zu dem Schluss, dass nicht von einem „Paradigmenwechsel“ (ebd.: 22) zu sprechen sei, so hat sich selbst im Zuge der Krise seit 2009 die Sozialquote, also der Anteil der Ausgaben des Staates am Bruttoinlandsprodukt, nicht verringert.<sup>42</sup> Sie ist sogar gestiegen und lag 2010 bei circa 30 Prozent. Auch die Finanzierung der Sozialversicherung wird nach wie vor überwiegend durch die eingezahlten Beiträge gewährleistet. Der Hauptteil der Ausgaben entfällt ebenso auf Ansprüche, die über das Versicherungsprinzip gegeben sind (ebd.). Die übrigen Ausgaben entfallen, mit der Tendenz zur Steigerung, zum einen auf universelle Leistungen wie z.B. Pflege- und Kinderbetreuungsgeld, zum anderen auf Leistungen, die abhängig vom Einkommen gewährt werden (ebd.). Auf dem Arbeitsmarkt wurden seit den 1990er Jahren Maßnahmen ergriffen, welche den Anteil an atypischen Beschäftigungen<sup>43</sup> begrenzen bzw. verringern sollen. Zu diesen Tätigkeiten werden Teilzeit- und Leiharbeit, befristete und geringfügige Arbeitsverhältnisse gezählt. Zudem fallen neuere Arten der Selbstständigkeit, wie z.B. Dienst- oder Werkverträge (Sutter 2013: 61) darunter. Arbeitsrechtlich erfolgte zwar

---

<sup>42</sup> Eine detaillierte Übersicht über die einzelnen Ausgaben findet sich bei Heitzmann/Österle (2008).

<sup>43</sup> Atypische Beschäftigungsverhältnisse werden zumeist in „negativer Abgrenzung zum Normalarbeitsverhältnis“ (Sutter 2013: 60) definiert. Dieses behandle ich weiter unten.

eine stärkere Anpassung dieser Beschäftigungsverhältnisse an die Maßgaben des Normalarbeitsverhältnisses, jedoch basieren einige der Maßnahmen auf Freiwilligkeit in Form von Opt-In-Modellen: Arbeitnehmer\_innen können selbst entscheiden, ob sie in die Sozialversicherung einzahlen und dementsprechend auch Ansprüche auf Leistungen erwerben (Leibetseder 2012: 24).<sup>44</sup> Zudem gelten für einige dieser Arbeitsverhältnisse nicht die im Rahmen der Sozialpartnerschaft in den Kollektivverträgen verbindlich festgeschriebenen Regelungen zum Urlaubsanspruch und dem 13. und 14. Monatsgehalt (ebd.). Während der Anteil aller anderen Formen atypischer Beschäftigung vergleichsweise moderat wächst oder stabil bleibt ist vor allem der Anteil an Teilzeitarbeit stark gewachsen, hieraus resultiert eine insgesamt gestiegene Erwerbstätigenquote. Zum größten Teil geht diese Zunahme auf eine höhere Erwerbsbeteiligung (in Form von Teilzeitarbeit) von Frauen zurück (ebd.). Atypisch beschäftigte Menschen finden sich in der Republik Österreich weitaus häufiger im Niedriglohnsektor (ebd.).<sup>45</sup> 2010 schließlich wurde die bedarfsorientierte Mindestsicherung (BMS) eingeführt. Angedacht als bundesweite Vereinheitlichung der bis dato auf Länderebene geregelten Sozialhilfe sah der ursprüngliche Plan vor, diese 14mal zu gewähren. Diese Idee wurde aber verworfen, was in einem Leistungsbezug resultiert der deutlich unterhalb der „Armutgefährdungsgrenze von 60% des Medianeinkommens“ (ebd.: 26) liegt. Zwar sind Bezieher\_innen der BMS in die Krankenversicherung miteinbezogen, dennoch ist zu konstatieren, dass mit dieser „Leistung, die weit unter dem Lohnniveau von Hilfstätigkeiten“ liegt, Empfänger\_innen zur Annahme von schlecht bezahlter Arbeit genötigt werden sollen (ebd.). Leibetseder konstatiert schließlich, dass für Österreich nicht von einer Dualisierung gesprochen werden könne. Die mit dem Wohlfahrtsstaatsregime einhergehende Stratifizierung verlaufe entlang verschiedener Achsen der Differenz, zu denen „[d]ie Vertragsform bei einer Erwerbstätigkeit, die Dauer des Vertrags und die Höhe des Verdiensts“ (ebd.: 27) gehören, aber auch die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung gehören.

### **Wer hat, dem wird gegeben? Polarisierungen**

Es zeigt sich also ein ambivalentes, wenn nicht gar in sich widersprüchliches Bild der Transformationen im österreichischen Wohlfahrtsstaatsregime. Die

---

<sup>44</sup> Konkret zu den Formen des Dienst- bzw. Werkvertrags siehe Sutter (2013a: 62f.).

<sup>45</sup> Niedriglohn bedeutet einen monatlichen Verdienst von weniger als zwei Dritteln des Bruttomedianlohnes (Leibetseder 2012: 24).

Hinwendung zur aktivierenden Arbeitsmarktpolitik lässt sich als Durchsetzung der Workfare-Ideologie deuten. „*Workfare* beschreibt eine Reorientierung sozial- und arbeitsmarktpolitischer Programme, welche den Bezug von Leistungen an Gegenleistungen der Arbeitssuchenden bindet.“ (Atzmüller 2009: 24, Hervorhebung i.O.) Unter Berufung auf eine (angeblich) gefährdete Wettbewerbsfähigkeit unter den Bedingungen des global agierenden Kapitalismus wird Sozialpolitik der Wirtschaftspolitik untergeordnet (ebd.: 25). Es ist eine Strategie, die sich des Umbaus des Systems der sozialen Absicherung bedient, „um die Bereitschaft arbeitsloser und verarmter Teile der Bevölkerung zu sichern, auf Basis prekarisierter Arbeitsverhältnisse am flexibilisierten Arbeitsmarkt teilzunehmen [...]. (ebd.: 26) Ein Mittel dies zu erreichen sind repressive Maßnahmen wie die Ausweitung der Zumutbarkeitskriterien zur Aufnahme einer Beschäftigung und erweiterte Sanktionsmöglichkeiten.<sup>46</sup> Workfare bedient sich aber nicht nur der Repression. Einen weiteren wichtigen Bestandteil bildet ein den Adressat\_innen entsprechender Politiken aufgenötigtes „pädagogisches Verhältnis“:

„Qualifikationen und Weiterbildungen, aber auch die Vermittlung subjektiver Fähigkeiten [...] sind daher ein wesentliches Element postfordistischer Arbeitsmarktpolitik, das sich mit dem Versprechen verknüpft, Arbeitslosen dabei zu helfen, als souveräne Subjekte auf den Arbeitsmärkten agieren zu können.“ (ebd.: 27)

Bezogen auf die Notstands- und Sozialhilfe, bzw. der bedarfsorientierten Mindestsicherung als deren Vereinheitlichung, ist jedoch festzuhalten, dass workfaristische Ansätze bereits in der ursprünglichen Gesetzgebung zur Sozialhilfe in den 1970er Jahren enthalten waren (Dimmel 2009: 40). Dies betrifft vor allem die „Verpflichtung zum Einsatz der eigenen Arbeitskraft als Leistungsvoraussetzung“ (ebd.). Als Neuerungen sind aber die verschiedenen Beschäftigungsprogramme, die Leistungsempfänger\_innen mit befristeten Arbeitsplätzen bei öffentlichen Institutionen bzw. mit öffentlichen Mitteln geförderten Unternehmen zu verstehen (ebd.: 40). Diese ‚Hilfe zur Arbeit‘ unterliegt aber bei einer Verweigerung der Beschäftigung denselben Sanktionsmöglichkeiten bzw. –bestimmungen wie auch das Arbeitslosengeld, daher ist auch hier ein „struktureller Zwang zur Lohnarbeit“ (ebd.: 43) gegeben. Wird dieser „Zwang zurück in den Arbeitsmarkt ohne Bedachtnahme auf die Qualität der Arbeit

---

<sup>46</sup> Eine Übersicht über die verschiedenen Sanktionsmöglichkeiten und deren Widersprüchen findet sich bei Dimmel (2009).

(Vertragsform, Arbeitsbedingungen, Einkommen), aber auch ohne Bedachtnahme auf persönliche Begleitung und Assistenz“ (ebd.: 44) ausgeübt, laufen solche Maßnahmen Gefahr soziale Probleme nicht zu lösen, sondern zu verschärfen. Hierfür spricht der Fakt, dass 85% Prozent der in Erwerbsarbeit befindlichen Vorstände von Haushalten, die Sozialhilfe beziehen atypisch beschäftigt sind. „Der Weg führt also vom Sozialhilfebezug zur atypischen, armutsriskanten Erwerbstätigkeit und wieder zurück.“ (ebd.) Mit dieser Feststellung treffen sich Nikolaus Dimmel und Bettina Leibetseder: wichtiger als die Klassifikation einer Beschäftigung als (a-)typisch scheint ein genauerer Blick auf die Qualität des Arbeitsverhältnisses.

Es gibt jedoch Gruppen von Menschen, die strukturell schlechtere Chancen haben qualitativ hochwertige Arbeitsverhältnisse einzugehen und damit auch mit sozialer Ausgrenzung durch/und Armut konfrontiert sind. In der Republik Österreich betrifft dies vor allem Menschen, die entlang der Differenzkategorisierungen race, class und gender positioniert sind und fortwährend so positioniert werden. So hielten Karin Heitzmann und August Österle bereits vor einigen Jahren fest

„Unter den Bevölkerungsgruppen, die das höchste Armutsrisiko aufweisen, befinden sich arbeitslose Menschen, Alleinerziehende, große Familien mit nur einer/einem EinkommensbezieherIn, MigrantInnen und Menschen mit geringen Erwerbseinkommen.“ (2008: 59f.)

In Bezug auf den Status ‚Migrant\_in‘ muss dieses Bild jedoch noch weiter differenziert werden. Ausgehend von der Feststellung, dass „migrantische ArbeitnehmerInnen auf dem Arbeitsmarkt des Zuzugslandes weniger erfolgreich sind als jene ohne Migrationshintergrund“ (Smoliner 2011: 96) fragt Stefanie Smoliner nach der Verwertbarkeit von Bildungsabschlüssen auf dem österreichischen Arbeitsmarkt. In ihrer quantitativen Untersuchung kommt sie zu dem Schluss, dass der entscheidende Faktor hierbei das konkrete Herkunftsland ist (ebd.: 106). Generell gelingt es Migrant\_innen der ersten Generation aus den Mitgliedsstaaten der Europäischen Union, die bereits vor der Osterweiterung Mitglieder der EU waren, ihre Bildungsabschlüsse ebenso gut, wenn nicht sogar besser zu verwerten als Österreicher\_innen ohne Migrationshintergrund. Für Personen, die in den Staaten geboren wurden, die nach 2004 Mitglieder der EU geworden sind und für Menschen, die in Serbien bzw. der Türkei geboren sind, zeigt sich eine uneindeutige Situation: niedrige Bildungsabschlüsse führen im Vergleich zu Österreicher\_innen zu höheren Positionen, höhere Qualifikation führt zu einer vergleichsweise niedrigeren beruflichen Stellung. Smoliner bietet hierfür



unterschiedliche Produktivitätserwartungen als eine mögliche Erklärung an (ebd.).<sup>47</sup> Für Migrant\_innen der zweiten Generation (also in der Republik Österreich geborene Personen) stellt die Autorin fest, dass die Verwertbarkeit von Abschlüssen sich der von Österreicher\_innen ohne Migrationshintergrund zwar angleicht, Menschen, deren Eltern wiederum in Serbien, der Türkei oder den neuen EU-Mitgliedsstaaten geboren sind, dennoch „häufiger in gering qualifizierten Positionen tätig sind“ (ebd.). Leider bezieht Stefanie Smoliner, die zwar zum Überdenken der Anerkennungskriterien von Bildungsabschlüssen auffordert, die Kategorisierung ‚Geschlecht‘ nicht in ihre Überlegungen mit ein.<sup>48</sup>

‚Frauen‘ sind – trotz stetig anwachsender Erwerbsbeteiligung – bedingt durch den „vorherrschenden Familientypus“, innerhalb dessen sie zudem überwiegend „Sekundärverdienerinnen“ sind, einem höheren Risiko ausgesetzt ein schlecht bezahltes Beschäftigungsverhältnis einzugehen (Fritsch/Teitzer/Verwiebe 2014: 95). Nina-Sophie Fritsch, Roland Teitzer und Roland Verwiebe zeigen in ihrer Studie, die sich mit den Folgen der Arbeitsmarktflexibilisierung auseinandersetzt, die eine zunächst lange Zeit unbemerkte „Etablierung eines Niedriglohnssektors“ (ebd.: 93) auch in der Republik Österreich beförderte.<sup>49</sup> Die Autor\_innen halten im Fazit ihrer Studie zwei große Trends fest: zum einen ist der Niedriglohnsektor stark gewachsen und zum anderen betrifft das Risiko, einem niedrig entlohnten Arbeitsverhältnis ausgesetzt zu sein vor allem Menschen, die bereits von „vielfältigen Arbeitsmarktrisiken“ (ebd.: 105) betroffen sind. Schlecht bezahlte Arbeit findet sich zwar häufig in atypischen Beschäftigungsverhältnissen, aber nicht nur in diesen.

Denn Fritsch und Verwiebe weisen bereits in einer etwas älteren Studie nach, dass „verstärkt auch jene Bevölkerungsgruppen mit Armutsrisiken konfrontiert [sind], die traditionell nicht von Armut betroffen waren.“ (2011: 6) Erwerbsarbeit ist demnach nicht mehr immer in der Lage die ihr gemeinhin zugeschriebene Funktion der Existenzsicherung zu erfüllen (ebd.). Sie konstatieren den Einfluss des jeweiligen

---

<sup>47</sup> Eine andere mögliche Erklärung für dieses Paradox könnte die – unsystematisierte – Alltagsbeobachtung sein, dass sich ein nicht zu unterschätzender Teil der Migrant\_innen der ersten Generation selbstständig gemacht hat und damit eine formal als höhere berufliche Stellung klassifizierte Position erreicht hat.

<sup>48</sup> Die unterschiedlich geregelte Anerkennung von formaler Qualifikation ist Bestandteil des staatlichen Migrationsregimes. Dieses kann hier nicht weiter diskutiert werden. Allerdings gilt – wie Serhat Karakayli und Vassilis Tsianos für die Bundesrepublik Deutschland argumentieren – dass vermittels des historisch je spezifischen Migrationsregimes eines Staates eine „rassistische Hierarchisierung von Lebenschancen“ (2002: 246) einher geht.

<sup>49</sup> Als Niedriglohn gelten international Einkommen, die weniger als 66% Prozent des durchschnittlichen Bruttostundenlohnes betragen (Fritsch/Teitzer/Verwiebe 2014: 93; Fußnote 2).

Wohlfahrtsstaatsregimes auf die Armutsgefährdung (ebd.: 18), nach dem es vor allem Staaten des liberalen Typus sind, die einen hohen Anteil an Menschen aufweisen, die „[t]rotz Arbeit kein Auskommen“ (ebd.: 6) mehr finden. Da es in der Republik Österreich, wie oben gezeigt, in den letzten Jahrzehnten zu einer zunehmenden Deregulierung und Liberalisierung auf dem Arbeitsmarkt kam, ist folgerichtig auch die Zunahme von „Armut trotz Beschäftigung“ (ebd.: 10) gestiegen. Fritsch und Verwiebe ziehen das ernüchternde Fazit, dass

„das Normalarbeitsverhältnis unter den strukturellen und wirtschaftlich veränderten Rahmenbedingungen für einen nicht unbedeutenden Anteil der ArbeitnehmerInnen nur ein Leben in Armut ermöglicht. Gerade weil sich die Analysen auf das traditionelle Normalarbeitsverhältnis beschränken, können die vorliegenden Ergebnisse als ein deutliches Signal für eine zunehmende Polarisierung am österreichischen Arbeitsmarkt gesehen werden.“ (ebd: 19)

Auch vom Risiko mit einem Normalarbeitsverhältnis nur mehr ein Einkommen zu erzielen, welches unterhalb der Armutsgefährdungsgrenze liegt sind die bereits mehrfach benannten Gruppen besonders bedroht (ebd.).

Mit Franz Schultheis, der ja maßgeblich am Transfer der von Pierre Bourdieu (1997) mit seiner Studie *Das Elend der Welt* begründeten Methodologie kritischer Sozialforschung in den deutschsprachigen Raum beteiligt war, deute ich diese Entwicklungen als einen

„sich in vielfältiger Form zeigenden schleichenden Rückzug des Staates aus seiner bis dato in gewissem Rahmen anerkannten und übernommenen Verantwortung für das Gemeinwohl – von der sozialen Sicherung und der Durchsetzung von Verteilungsgerechtigkeit bis hin zu seiner Schiedsrichter- und Regelungsfunktion in der Arbeitswelt.“ (2010: 211f.)

In den vorangegangenen Abschnitten ist mehrfach die Rede vom ‚Normalarbeitsverhältnis‘ gewesen. Als Institution – verstanden als in der Gesellschaft verfestigte Strukturierung – ist dieses für meine Argumentation aus zweierlei Gründen interessant: zum einen zielen viele Maßnahmen der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik auf dessen Fortschreibung. Die Veränderungsprozesse verunmöglichen es einer zunehmenden Anzahl an Menschen, ihre Erwerbstätigkeit in seinen Bahnen auszuüben. Zum anderen ist es nach wie vor ein wirkmächtiges Deutungsangebot für die Be- und

Verarbeitung der Transformationsprozesse; dies gilt gerade auch für die Menschen im Verein *vita activa*, denn der Hauptteil ihrer Erwerbsbiographien fällt in seine Blütezeit.

Mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung ist auch in der österreichischen Arbeitsmarktpolitik das angekommen, was Heinz Bude und Andreas Willisch (2006: 13) für die Bundesrepublik Deutschland wie folgt beschrieben haben:

„Der einzelne Arbeitslose darf daher nicht auf eine zugeschnittene Nachfrage nur warten, ihm wird zugemutet, dass er sich beständig fortbildet, anbietet und einbringt. Anrechte auf Transfereinkommen und Sozialhilfen implizieren Verpflichtungen zur Eigeninitiative, Selbstmobilisierung und Anpassungsfähigkeit. Der neue Wohlfahrtsstaat wird so zu einem Generator von Individualisierungsprozessen.“

Diese Prozesse sind als die administrativ gewollten Momente des zeitgenössischen Subjektivierungsregimes zu lesen. Gerade auch der Rückzug bzw. die Deregulierung von Arbeitsverhältnissen lassen sich als die andere Seite der Medaille lesen:

„Die zeitgenössische Arbeitswelt befindet sich in einem rapiden und grundsätzlichen Wandel, der nicht nur die Arbeitsprozesse als solche grundlegend verändert, sondern auch die Möglichkeiten der Lebensgestaltung und der alltäglichen Lebensführung insgesamt. Prozesse der Flexibilisierung und Prekarisierung, der Subjektivierung und Entgrenzung sind hierbei eng miteinander verflochten.“ (Schultheis 2010: 203)

Die Erwartung auf dem Arbeitsmarkt zunehmend flexibel zu sein, geht einher mit dem Risiko sich unsicheren Verhältnissen auszusetzen. Flexibilisierung und Prekarisierung stellen damit einhergehend eine Herausforderung für das Leitbild des Normalarbeitsverhältnisses dar. Diese fordert Subjekte zu verstärktem biographischem Handeln – und damit auch sprachlichem Handeln – auf. Dieses Spannungsverhältnis werde ich im Folgenden behandeln.

## **4.2. FLEXIBILISIERUNG, PREKARISIERUNG UND DAS ENDE EINES LEBENSLAUFREGIMES**

### **Flexible Menschen. Unternehmerische Subjekte.**

Nicht nur (neo-)liberale Kritiken haben die Institutionen der westlichen Staaten in Bewegung gebracht. Richard Senett (2005: 7) weist darauf hin, dass durch die sich etablierende „Neue Linke“ in den 1960er Jahren auch Kritik an staatlichen wie

unternehmerischen formuliert wurde. Der damit einhergehende Wunsch nach Veränderung wurde dieser erfüllt:

„Doch die Geschichte hat der Neuen Linken ihren Wunsch in perverser Form erfüllt. Die Rebellen meiner Jugendzeit glaubten, durch die Zerschlagung der Institutionen könnten sie Gemeinschaften hervorbringen: direkte zwischenmenschliche Beziehungen des Vertrauens und der Solidarität, die immer wieder neu verhandelt und verändert würden; eine gemeinschaftsorientierte Welt, in der jeder sensibel auf die Bedürfnisse des anderen reagierte. Das ist ohne Zweifel nicht geschehen. Die Fragmentierung der Großinstitutionen bedeutet für viele Menschen auch eine Fragmentierung ihres Lebens.“ (ebd.: 7f.)

In die gleiche Richtung argumentieren Luc Boltanski und Eve Chiapello (2003): der Kapitalismus hat linke Kritik erfolgreich in seine Organisationsprinzipien aufgenommen und sich dadurch gewandelt. Ein transformierter Kapitalismus bringt auch veränderte Subjektivierungsformen mit sich. Einen Versuch diese zu beschreiben bildet das Konzept des flexiblen Menschen (Sennett 1998). Dieser sollte – idealtypisch – in der Lage sein, folgende Herausforderungen zu bewältigen: 1. Beziehungen – sozial und betrieblich – verlieren an Stabilität und sind auf Kurzfristigkeit angelegt. 2. Qualifikationen müssen stetig weiterentwickelt und neue Fähigkeiten gelernt werden. 3. Gewohnheiten und bisher gemachte Erfahrungen verlieren an Wert; dies resultiert in weiter zunehmend konsumistisch orientieren Subjekten (Sennett 2005: 9). Franz Schultheis (2010: 222) spitzt diese Diagnose noch weiter zu:

„Er [der ideale Arbeitnehmer; CB] arbeitet stetig und lebenslang an der Perfektionierung oder zumindest Bewahrung seines Humankapitals in Gestalt seines inkorporierten kulturellen und sozialen Kapitals, denkt und handelt im Rahmen von je befristeten und begrenzten Projekten statt in Dimensionen lebenslanger Karrierevorstellungen, situiert sich im Kontext personengebundener Netzwerke als aktivierbaren Ressourcen, statt auf institutionalisierte Netzwerke zu bauen.“

Sowohl Sennett als auch Schultheis sprechen damit einen Moment der neuen Verfasstheit des Kapitalismus an, der nach Boltanski (Raunig/Wuggenig 2007)

konstitutiv ist für diesen: die von ihnen sog. „projektbasierten Polis“<sup>50</sup> als sein Organisationsprinzip schlechthin und als ihm äußere, Wirklichkeit organisierende Rechtfertigungsstruktur, denn durch seinen einzigen Selbstzweck – der Kapitalakkumulation – kann sich die kapitalistische Produktionsweise nicht hinreichend legitimieren (Sutter 2013: 41f.) diese „Kultur“ des Projekts (Raunig/Wuggenig 2007) ist auf Menschen angewiesen, die über entsprechende kommunikative Fähigkeiten<sup>51</sup> verfügen, in der Lage sind sich fortwährend als „individuell und von anderen unterscheidbar“ (Sutter 2013: 43) zu präsentieren, sich mit der ganzen Person in das je aktuelle Projekt zu involvieren, gleichzeitig aber immer schon die Beziehungen zum nächsten zu knüpfen (ebd.: 43f.), denn

„[w]as zählt ist das Entwickeln von Aktivitäten – und unter allen Umständen ist zu vermeiden, dass einem die Projekte und Ideen ausgehen, dass man nichts mehr im Blick oder in Vorbereitung hat, dass man zu keiner Gruppe gehört, die der Wille, ‚etwas zu unternehmen‘ zusammenbringt.“  
(Raunig/Wuggenig 2007)

Unter diesen Bedingungen veränderte sich auch die Ware Arbeitskraft. G. Günter Voß und Hans Pongratz (1998) formulieren für deren zeitgenössische Verfasstheit den Idealtypus des „Arbeitskraftunternehmers“. Diese Form, die als Vermittler zwischen der subjektiven Arbeitskraft und dem Markt bzw. Betrieb fungiert (Sutter 2010: 235), zeichnet sich gegenüber der vorher dominierenden Form, die durch Fremdbestimmung dominiert ist, durch erhöhte Aktivität aus und wirkt sich umfassend auf das Leben allgemein aus:

„Stattdessen sind die Arbeitenden zur aktiven Selbststeuerung und Selbstüberwachung der eigenen Arbeitsleistung aufgefordert. Der verberuflichte Arbeiternehmer reagierte typischerweise auf dem Arbeitsmarkt eher passiv. Als Arbeitskraftunternehmer hingegen agieren die Arbeitenden zunehmend strategisch. [...] Die Anforderung, die eigene Produktion und Vermarktung der Arbeitskraft zielgerichtet zu betreiben,

---

<sup>50</sup> Ove Sutter (2013: 41) sieht – ganz wie Boltanski/Chiapello und Sennett – die Idee projektbasierten Arbeitens zuerst in „gegenkulturellen Experimenten“; also der Neuen Linken; der 1960er und 1970er Jahre angelegt.

<sup>51</sup> Dies spiegelt dann die gegenwärtige Dominanz immaterieller Arbeit, die ich hier nicht aufgreifen kann. Siehe dazu u.a. Sutter (2013: 37-40) sowie grundlegend Hardt/Negri (2002).

wirkt sich grundlegend auf die alltägliche Lebensführung aus.“ (Sutter 2013: 51)<sup>52</sup>

Zur Produktion der Arbeitskraft bzw. der Herstellung von employability gehört auch die „räumliche, soziale und geistige Mobilität, die Mobilisierung von Mensch und Ressource [...] als unabdingbares und symbolisches Kapital des *homo oeconomicus*“ (Götz/Lemberger/Lehnert/Schondelmayer 2010: 10; kursiv i.O.).

Ulrich Bröckling (2012: 22) fasst diese Durchdringung des gesamten Lebens im Leitbild des unternehmerischen Selbst für welches gilt:

„Das unternehmerische Selbst lebt im Komparativ: Es reicht nicht aus, einfach nur kreativ, findig, risikobereit und entscheidungsfreudig zu sein, man muss kreativer, findiger, risikobereiter und entscheidungsfreudiger als die Konkurrenz sein. Die Einsicht, dass es ein Genug nicht geben kann, erzeugt den Sog zum permanenten Mehr.“

(Neben der so permanenten Überforderung birgt unternehmerisches Handeln – verstanden als Wette auf die Zukunft – auch immer Unsicherheit. Diese ist ein Merkmal der Prekarisierung.

### **Prekarität und Prekarisierung. Exklusion als Endstation.**

Auf eine Kurzform gebracht meint Prekarität folgendes: „Prekarität ist die Unsicherheit von Lebensverhältnissen durch Widerruflichkeit des Erwerbs.“ (Dieckmann 2005: 9) Diese Unsicherheit hat in den letzten Jahren quantitativ als Ausbreitung und qualitativ als „Erschütterung“ des gesellschaftlichen Gefüges zugenommen (Scherschel et. al. 2012: 10). Pointieren lässt sich dieser Befund mit einer bereits einige Jahre zuvor gehaltenen Rede von Pierre Bourdieu (1998: 1f.), der nicht nur feststellt, dass Prekarität „allgegenwärtig“ ist, sondern sie auch katastrophale Auswirkungen auf die Subjekte und – in Form einer massiven Demobilisierung – die Gesellschaft hat:

„Indem sie die Zukunft überhaupt im Ungewissen lässt, verwehrt sie den Betroffenen gleichzeitig jede rationale Vorwegnahme der Zukunft und vor allem jenes Mindestmaß an Hoffnung und Glauben an die Zukunft, das für eine vor allem kollektive Auflehnung gegen eine noch so unerträgliche Gegenwart notwendig ist.“ (ebd.: 2)<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup> Dies zeigt sich nicht nur auf dem Arbeitsmarkt. Auch an erwerbsarbeitslose Personen werden diese Maßstäbe angelegt (Krenn 2012). Ich komme darauf zurück.

<sup>53</sup> Bourdieu (1998: 4) sieht die zunehmende Prekarisierung nicht als ein Ergebnis der Globalisierung an, sondern als „Produkt eines politischen Willens.“ Zu einem ähnlichen Schluss kommen Heinz Bude und

Die Übernahme des aus der französischen Arbeitssoziologie stammenden Begriffs der Prekarisierung in die deutschsprachige Debatte brachte einige „konzeptuelle Probleme“ (Seifert 2009: 36) mit sich, so unter anderem eine inzwischen verworfene Gleichsetzung von Prekarität und atypischen Beschäftigungsverhältnissen<sup>54</sup> (Sutter 2013: 60-64). Nach einer begrifflichen Schärfung werden jeweils drei Kriterien auf struktureller und subjektiver Seite in der sozialwissenschaftlichen Diskussion um Prekarisierung als konstitutiv angesehen. Auf struktureller Ebene ist prekäre Arbeit (1.) nicht existenzsichernd, (2.) weist sie eine mangelhafte Integration in soziale Netze auf und (3.) prekär beschäftigte Menschen werden von institutionalisierten sozialen Rechten und Teilhabemöglichkeiten ausgeschlossen. Auf der Seite der subjektiven Verarbeitung gilt: (1.) prekäre Arbeit produziert fortwährend Sinnverlust<sup>55</sup>, (2.) prekarisierten Personen wird dabei soziale Anerkennung vorenthalten und (3.) stellt sie eine Beschäftigungsform dar, die langfristige Planungen verunmöglicht (Seifert 2009: 37f.). Aufbauend auf Robert Castels Neuvermessung der sozialen Frage, die er anhand einer Kulturgeschichte der Lohnarbeit stellt, wurden von Klaus Dörre drei, selbst weiter ausdifferenzierte Zonen beschrieben: die Zone der Integration, die der Prekarität und schließlich die Zone der Entkopplung. Für die letztere besteht kaum eine Chance auf die (Re-)Integration in den Arbeitsmarkt, in der prekären Zone findet sich das eigentliche Prekariat und selbst in der vermeintlich sicheren Zone der integrierten Mehrheit finden sich an deren unteren Rändern eine Vielzahl an Personen, die von sozialem Abstieg bedroht sind – auch wenn diese Bedrohung oftmals die tatsächliche Gefährdung überhöht (Seifert 2009: 40f.). Michael Vester (2009a) hat überzeugend den Mythos der „stabilen Mitte“ dekonstruiert und gezeigt, dass Prekarisierung zu einer alltäglichen und alle sozialen Milieus erreichenden Erfahrung geworden ist:

„Denn auch für diejenigen, die gut qualifiziert, beschäftigt und integriert sind, werden soziale Standards unsicher, verschwinden qualifizierte Arbeitsplätze ins Ausland und ist die Hälfte der neuen Arbeitsplätze prekär.“ (ebd.: 27)

---

Andreas Willisch (2006:10) für die Bundesrepublik Deutschland: „Natürlich gibt es Verarmungsrisiken, aber die sind entgegen den Entgrenzungsunterstellungen der Globalisierungstheoretiker nach wie vor in hergebrachter Weise ungleich verteilt. Besonders betroffen sind Arbeitslose, Migranten, Alleinerziehende und kinderreiche Familien.“

<sup>54</sup> Zu den so genannten atypischen Beschäftigungsverhältnissen zählen befristete Arbeitsverträge, Teilzeitarbeit, geringfügige Jobs und Leiharbeit (Seifert 2009: 35f.; Sutter 2013: 61)

<sup>55</sup> Die sinnstiftende Dimension von Erwerbsarbeit wird gegenwärtig ja in Bezug auf die zu leistende ‚Integration‘ der geflüchteten Menschen in die Arbeitsmärkte Deutschlands und Österreichs massiv in den Diskurs eingebracht.

Dies bedeutet jedoch keinen verallgemeinerbaren Umgang mit den entsprechenden Erfahrungen, wie Manfred Seifert (2009: 42) mit Blick auf Lebens- und Erwerbsstile beispielsweise in den hochqualifizierten Bereichen der Informations- und Kommunikationstechnologie bemerkt. Vester<sup>56</sup> arbeitet den milieuspezifischen Umgang mit den Erfahrungen einer „Klassengesellschaft in der Krise“ (2009b) und den Bewältigungsstrategien (2006) heraus. Die Alltagsmilieus weisen demnach „ein dreistufiges, quasi *ständisches* Schichtungsgefälle“ (2009b: 78, Hervorhebung CB) auf: eine nach wie vor privilegierte Oberschicht mit entsprechenden Stil- und Führungsansprüchen findet sich an der Spitze, in der Mitte liegt die überwiegend als Arbeitnehmer\_innen tätigen Angehörigen der Mittelschicht die sich nach oben und nach unten einer unterprivilegierten ‚Unterschicht‘ gegenüber abgrenzen (ebd.: 79f.). Diese, die traditionellen Stände bzw. Klassen spiegelnde vertikale Ordnung ist jedoch horizontal weitaus breiter aufgefächert als in feudalen respektive industriellen Gesellschaften (ebd.: 80). Damit einhergehend haben sich auch die Strategien zum Umgang mit den krisenhaften Erfahrungen ausdifferenziert. Grob zusammengefasst (Vester 2006: 269-280) bewegen sie sich in den unterprivilegierten Milieus zwischen Dauerarbeitslosigkeit, Resignation und Anomie bei den einen, während andere in der Lage sind „auf virtuose Art ihre Netze informeller Gelegenheitsarbeit“ zu mobilisieren. Die Mittelschicht teilt sich auf zwischen jenen, denen es gelingt mit den Zumutungen der Gegenwart zurecht zu kommen und ihre Position zu halten, im besten Falle etwas zu verbessern und jenen, für die diese Anforderungen die Gefahr des sozialen Abstiegs androhen. Für die oberen Milieus beschreibt Vester ähnliche Befunde, trotz eines kaum spürbaren Verlusts von Status bzw. Einfluss kommt es in Teilen der Milieus zu Kämpfen um Vorteile, Geltung und politische Hegemonie.

Über diese Klassen-Milieus verteilt lassen sich – nicht deckungsgleich mit ihnen – sechs gesellschaftspolitische Lager finden (Vester 2009b: 94). Über den konservativen sozialen Raum liegen zwei Lager verteilt: zum einen ein traditionell-konservatives, in welchem Ansprüche auf Solidarität hierarchisch und nach dem Patronage-Prinzip bestehen. Zum anderen gibt es ein gemäßigt-konservatives Lager, dessen politische Vorstellungen moderner sind und in Richtung besserer Umverteilung und auch

---

<sup>56</sup> Seine Daten beziehen sich auf die Bundesrepublik Deutschland. Aufgrund struktureller Ähnlichkeiten halte ich seine Aussagen jedoch auch auf Österreich übertragbar. Für diese These sprechen die Ähnlichkeiten in den Wohlfahrtsstaatsregimen, die nach wie vor ständische Organisation der Gesellschaft (Stichwort: Aufstieg durch Bildung) sowie die rassistischen und sexistischen Logiken der jeweiligen Arbeitsmärkte.



postmateriellen Werten tendieren (Vester 2009b: 95f.) Mittig im sozialen Raum, über die Milieus der modernisierten Arbeitnehmer\_innen verteilt, liegen zwei weitere Lager. Die „Sozialintegrativen“ befürworten eine umfassende, für alle offenstehende Solidarität. In sozialräumlicher Nähe dazu findet sich das Lager der „skeptisch Distanzierten“, welchem vor allem Facharbeiter angehören und für die Idee einer „Solidarität auf Gegenseitigkeit“ eintreten: „Wer zu Produktivität und Sozialstaat beiträgt (und wer unverschuldet in Not ist), soll auch daran teilhaben.“ (ebd.: 97) Für beide Lager hält Vester eine Unzufriedenheit und Enttäuschung über eine neoliberal ausgerichtete Sozialdemokratie fest (ebd.). Die beiden letzten Lager liegen sich im sozialen Raum diametral gegenüber. Es handelt sich dabei um ein elitäres, linksbürgerliches Lager der „Radikaldemokraten“, die postmaterielle Werte vertreten, dabei aber eine gewisse Blindheit materieller Ungleichheit gegenüber aufweisen. Die Reichweite dieser Überzeugungen bleibt jedoch auf die oberen bzw. aufsteigenden Milieus beschränkt. Im Gegensatz dazu finden sich Anhänger des letzten Lagers, von Vester als die „enttäuscht Autoritären“ bezeichnet und mit einem Anteil von mehr als einem Viertel die dominierende politische Vorstellung, über alle konservativen Milieus verteilt.

„Es vereint Verlierer der ökonomischen Modernisierung [...] mit wenig Bildungskapital und unsicheren Zukunftsperspektiven. Sie verarbeiten ihre Ausgrenzung – anders als die demokratische Mitte – nach autoritärem Muster, mit Ressentiments gegen Ausländer, alles Moderne und die Politiker, die ihre Fürsorgepflicht vernachlässigen. Sie wollen gegen die Risiken des Strukturwandels durch eine protektionistische Wirtschaftspolitik und eine restriktive Zuwanderung geschützt werden.“ (ebd.: 98f.)<sup>57</sup>

Damit hat Michael Vester eine der Konstellationen von Sozialverhältnissen beschrieben, die Heinz Bude und Andreas Willisich (2006: 16f.) von sozialem Ausschluss sprechen lassen: (gefühlte) Degradierung und Deklassierung haben in den gegenwärtigen Gesellschaften keine adäquaten Ausdrucksmöglichkeiten mehr, als Folge davon wenden sich immer Menschen Parteien bzw. Gruppen zu, „die das System in seiner Gesamtheit in Frage stellen.“ (ebd.: 17) Eine andere Möglichkeit auf erfahrene

---

<sup>57</sup> Die erschreckende Verbreitung dieser politischen Überzeugung zeigt sich mittlerweile deutlich in der sog. Flüchtlingskrise. In der Bundesrepublik Deutschland und in der Republik Österreich findet sich in sozialen wie klassischen Medien sowie in politischen Wortmeldungen und bei Demonstrationen das von Vester beschriebene Ressentiment gegenüber flüchtenden Menschen aber auch den vermeintlichen Eliten.

Exklusion zu reagieren ist, sich in der Rolle des Opfers einzufinden und daraus eine „kohärente Interpretation“ (ebd.) des eigenen sozialen Status zu gewinnen. Als weiterer Erzeuger von sozialem Ausschluss fungiert eine „Versorgungsparadoxie“ (ebd.: 16) des so genannten zweiten Arbeitsmarktes. Dieser besteht aus „Beschäftigungsgesellschaften und Weiterbildungskollektiven“ (ebd.), wie sie mittlerweile in Form von geförderten Beschäftigungsprojekten (z.B. den bereits vorher erwähnten sozialökonomischen Betrieben) auch in Österreich auffindbar sind. Als „Phantomwelt ohne Markttest“ (ebd.) fehlt hier eine entsprechende „Ernsthaftigkeit, die den mit Aktivität Versorgten ein Gefühl lebendiger gesellschaftlicher Teilhabe vermitteln könnte.“ (ebd.)

Mit anderen Worten: in aktivierende Arbeitsmarktpolitik mit ihrer Fetischisierung der Integration in den ersten Arbeitsmarkt ist die Reproduktion gesellschaftlicher Ausgrenzung immer eingeschrieben (Lehnert 2009: 107). Katrin Lehnert verweist darauf, dass es – auch wenn sie nicht als legitim anerkannt werden – immer auch Versuche gibt, solche Maßnahmen zu unterlaufen bzw. zu boykottieren (ebd.). Hierin sehe ich eine Perspektive, die klassisch in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit populärer Kultur etabliert wurde: das Leitmotiv Widerständigkeit (Warneken 2006). Dieses fordert dazu auf, die Angehörigen der entsprechenden Milieus eben nicht nur als Opfer der Verhältnisse, sondern sie als handlungsfähige Subjekte zu sehen. Eine weitere, die einseitige Fixierung auf das Defizitäre prekärer bzw. exkludierender Verhältnisse aufzulösende Perspektive stellt das – ebenfalls fest etablierte – „Kreativitätsparadigma“ (Seifert 2009: 47) dar. Im Anschluss an Bernd Jürgen Warneken plädiert Manfred Seifert somit dafür, „die effektiven und konstruktiven Momente des Denkens und Handelns auch in nachteiligen und belastenden sozioökonomischen Lebenssituationen nicht auszuschließen.“ (ebd.) Jedoch läuft auch diese Sichtweise Gefahr in Eindimensionalität zu verharren. Dementsprechend sind auch die „Arbeitsverhältnisse in ihrem organisatorischen Umbau sowie deren strukturelle, auch makroökonomische Rahmenbedingungen im Spannungsfeld von Deregulierung und Sozialstaatsabbau“ (ebd.: 48) einzubeziehen.

### **Laufbahnen und Lebensläufe. Vom Wegfall des Erwartbaren.**

Die Protagonist\_innen meiner Studie sind Teil einer Alterskohorte für die eine Institution maßgebend wurde, die sich in den westlichen Gesellschaften in den 1960er Jahren durchsetzte: sie sind in einer Zeit aufgewachsen und haben ihre ersten Schritte

im Berufsleben in der Hochphase des Normalarbeitsverhältnisses unternommen. Zu seinen Charakteristika zählen u.a.: die Erwerbsarbeit wird in Form einer abhängigen, unbefristeten Beschäftigung für einen Arbeitgeber in Vollzeit verrichtet und garantiert ein existenzsicherndes Einkommen. Dieses Arbeitsverhältnis ist dabei nicht dem freien Spiel der Märkte unterworfen, sondern durch rechtliche Regulierungen eingebunden. Es auf eine möglichst lange Verweildauer in einem Betrieb ausgerichtet; mit der Dauer der Zugehörigkeit ergeben sich auch zunehmende Rechte und Absicherungen für die Erwerbstätigen. Zudem ist diese Form der Beschäftigung auch die (implizite) Grundlage für das Erreichen einer maximalen Sicherung im Wohlfahrtsstaat (Sutter 2013: 29f.).

Das Normalarbeitsverhältnis bildete den mittleren <sup>58</sup> und für die gesellschaftliche Anerkennung des Subjektes zentralen Teil des Normallebenslaufs, der in der Hochphase des Fordismus die größte Verbreitung fand und als „normatives soziokulturelles Orientierungsmuster“ (ebd.: 30) dominant war: „Der Lebenslauf ist um die Erwerbsarbeit zentriert [...]. Der regulatorische Kern dieses Regimes ist das [...] Normalarbeitsverhältnis.“ (Brose 2003: 7) Damit wurde dem Leben eine zeitliche Ordnung<sup>59</sup> vorgegeben, über die als Norm „produktive Lebensphasen sowie gesellschaftliche Kern- und Randlagen“ (Schiek 2012: 55) bestimmbar sind. Im Zuge der Institutionalisierung dieses Regimes – als Kern der Sozial- und Arbeitsgesetzgebung und als gesellschaftliche Norm (Diewald 2010: 26) – wurde das Leben den Unwägbarkeiten und Zufälligkeiten der Vormoderne entzogen und zu einem plan- und erwartbaren Ablaufprogramm (Brose 2003: 4).

Dieses Programm galt in dieser Form jedoch nur für Männer (Brose 2003: 8) und hier auch nicht quer zur sozialen Schichtung. Rainer Dombois (1999: 3) hat darauf hingewiesen, dass das Normalarbeitsverhältnis auf bestehenden Strukturen sozialer Ungleichheit aufbaute und diese weiter verfestigte. So gilt eine ausschließliche Orientierung auf die Gegenwart nach wie vor als ein Merkmal unterer sozialer Gruppen (Schiek 2012: 55).

In den vorangegangenen Unterkapiteln habe ich bereits dargelegt, dass sich die Anforderungen an Arbeitnehmer\_innen massiv geändert haben und prekär zu arbeiten (und damit: prekär zu leben) zu einer qualitativen und quantitativen Alltagserfahrung

---

<sup>58</sup> Das Erwerbsleben als Phase der Aktivität schließt an die Kindheit und Jugend als eine Phase der Vorbereitung auf ebendieses an und geht der Ruhephase, also dem Eintritt in die Rente, voraus (Schmeiser 2006: 51f.)

<sup>59</sup> Martin Schmeiser (2006) zeigt anhand einer ausführlichen Rekonstruktion, welche biographischen Praktiken und Techniken erst eingeübt werden mussten um diese Vorstellung einer Normalbiographie durchzusetzen.

geworden ist. Damit verändern sich für einen Teil der arbeitenden Bevölkerung auch die (Erwerbs-)Biographien. So wird die Klassifikation ‚arbeitslos‘ für einen Teil zu einer festen, auf Dauer gestellten Position in ihrem Lebenslauf. Es werden auch zunehmend Menschen unterhalb ihrer eigentlichen Qualifikationen beschäftigt. Besonders für Frauen wird die stetig steigende Erwerbsbeteiligung zu einem weiteren Ungleichheitsfaktor, sofern es ihnen nicht gelingt, die immer noch ungleich verteilte Reproduktionsarbeit mit einer Beschäftigung zu vereinbaren (Diewald 2010: 34f.). In Bezug auf die Qualifikationen der Arbeitnehmer\_innen wird das Paradigma des lebenslangen Lernens als zunehmend bedeutend und damit die klassische Dreiteilung des Normallebenslaufens unterlaufend beschrieben (Brose 2003: 13) oder aber als bereits durchgesetzte Tatsache (Diewald 2010: 36) angenommen.

Die Bewertungen der steigenden Anzahl an Teilzeitbeschäftigungen wird durchaus ambivalent bewertet: auch wenn das damit erzielte Einkommen oft nicht existenzsichernd ist und statt eines Nacheinanders vielmehr Gleichzeitigkeiten einzelner Stationen im Lebenslauf vorkommen (Brose 2003: 11), eröffnen sich so auch Chancen für die Subjekte. Unter dem Strich sind durch die beschriebenen Veränderungen die „Zumutungen an die Selbststeuerungskapazität der Einzelnen“ (Schmeiser 2006: 85) gestiegen und die vormals klassische Laufbahn wird durch die Karriere ersetzt, wobei gilt, dass ihre „Verlaufsform unklarer und weniger erwartbar“ (Brose 2003: 14) ist.

#### **4.3. KULTURWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVEN AUF ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT UND IHRE FOLGEN**

In der fachlichen Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex spielt wohl kein Werk eine so übergroße Rolle wie die von den Autor\_innen als Soziographie bezeichnete Studie über die Arbeitslosen von Marienthal (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel 1975). Die für ihre Zeit visionäre und auf einer breiten quantitativen und qualitativen Datengrundlage basierende Studie schildert eindrücklich die Auswirkungen von anhaltender Erwerbsarbeitslosigkeit auf die betroffenen Subjekte des niederösterreichischen Marienthals nach der Schließung des örtlichen Hauptarbeitgebers; einer Textilfabrik. Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel beschreiben, wie die auf von der Schließung Betroffenen zunächst Vieles unternehmen um ihre gewohnten Rhythmen aufrechtzuerhalten und ihre zunehmende materielle Deprivation zu kaschieren, indem sie beispielsweise die Nahrungsknappheit durch Eigenanbau oder Wilderei bekämpfen und dem Mangel an vorzeigbarer Kleidung durch Eigenarbeit

(Nähen) entgegen treten. Deutlich wird allerdings: je länger die Erwerbsarbeitslosigkeit anhält desto fataler äußern sich ihre Folgen: in vielen der Familien verschlechtert sich der Gesundheitszustand und die Hygiene dramatisch, die sozialen Kontakte werden auf ein Minimum reduziert oder eingestellt, die Menschen verlieren ihr Zeitgefühl und jeglichen Antrieb.

Nach der späten Rezeption der Marienthal-Studie wurde das Thema Erwerbsarbeitslosigkeit im deutschsprachigen Raum lange Zeit nicht mehr verhandelt. Stattdessen stand vor allem der Wandel der Arbeitsgesellschaft, maßgeblich motiviert durch das so genannte Wirtschaftswunder und den damit einhergehenden Auswirkungen auf die Lebens- und Arbeitswelt im Fokus kulturwissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Wo Erwerbsarbeitslosigkeit zum Thema wurde, spiegeln die Perspektiven auf das Phänomen unter dem Strich exakt jene, die durch die Marienthal-Studie scheinbar als dauerhafte Folien zur Betrachtung etabliert wurden.

Exemplarisch sichtbar wird dies an zwei Beiträgen: So setzt sich Johannes Moser (1999/2000) mit der Zeitwahrnehmung und den Zeitpraxen erwerbsarbeitsloser Personen auseinander, während Ronald Lutz (2000) sich mit den Erfahrungsmustern und Bewältigungsstrategien betroffener Personen auseinandersetzt.

Moser setzt sich mit Zeit als Rahmen auseinander, in dessen Licht die Wahrnehmung und Verwendung ebendieser durch erwerbsarbeitslose Personen betrachtet werden muss. Das Verständnis von Zeit wurde maßgeblich durch die Entwicklung der fordistischen Produktionsweise beeinflusst, sie erscheint als eine beliebig teilbare, den Anforderungen des Kapitalismus zugängliche Ressource (1999/2000: 67). Zeit wird alltäglich erfahren und durchdringt das gesamte Leben – sie ist eine (symbolische) Orientierungsform zu welcher Menschen in unterschiedliche Beziehungen treten und zudem konstitutiv für die Bildung von Identität (ebd.: 67f.). Anhand von 20 Interviews mit erwerbsarbeitslosen Männern und Frauen arbeitet Moser sodann zwei Pole heraus, „zwischen denen sich – in unterschiedlichen Abstufungen – die Praxen von Arbeitslosen im Umgang mit Zeit bewegen.“ (ebd.: 68) Diese lassen sich auf einem Spektrum einordnen, an dessen Enden einerseits „Krisen der Zeitstrukturierung“ und andererseits „flexible Umgangsformen bezüglich Zeitwahrnehmung und Zeitverwendung während der Arbeitslosigkeit“ (ebd.) stehen.

Die Freisetzung von durch die Erwerbsarbeit normierten Zeitstrukturen wurde in seinem Sample unterschiedlich erfahren: Bergarbeiter, die ihre Erwerbsarbeitslosigkeit als eine Art von verfrühtem Pensionsschock erlebten, hatten zunächst durchaus

Probleme die frei gewordene Zeit mit Aktivitäten zu füllen, was ihnen jedoch letztlich durch die Aufnahme neuer Hobbys, einer ehrenamtlichen Tätigkeit oder sonstigen, von Moser nicht weiter benannten Beschäftigungen (ebd.: 70). Andere Interviewte hatten allerdings deutlich stärkere Probleme einen Umgang mit der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit zu finden. Dieser Gruppe gelang es nicht sich von den Vorstellungen zu lösen, die mit der sozialen Normierung von Zeit durch die Anforderungen der Erwerbsarbeit einhergehen. Überdies bewerteten sie ihre Zeitverwendung den Stigmatisierungen von Arbeitslosigkeit entsprechend. (ebd.: 71) Zudem erwies sich ein Fall als exemplarisches Beispiel für einen durch eine Entlassung herbeigeführten Lähmungseffekt, „der bei einem Teil der Arbeitslosen zu einem Zusammenbruch der Handlungsfähigkeit“ (ebd.: 70) führt.

Andere Teilnehmer\_innen an der Studie zeitigten diese Effekte von Zunahme an Zeit jedoch nicht bzw. empfanden sie diese nicht als eine derart große Belastung (ebd.: 72). Sich arbeitslos zu melden, kann in Zeiten befristeter Verträge im kreativen Milieu ein Mittel sein dem Versicherungszwang aufrechtzuerhalten, an der gewöhnlichen Zeiteinteilung änderte dies jedoch nichts. Die Zeit kann aber auch genutzt werden, um sich auf eine angestrebte Selbstständigkeit vorzubereiten. Wieder andere haben diesen „Freisetzungseffekt“ genutzt, um „in der Frühphase ihrer Arbeitslosigkeit Freizeitaktivitäten, Erholung und Eigenarbeit“ (ebd.: 73) in den Vordergrund zu stellen. Ausgehend von der Vielzahl an möglichen Zeitpraxen kommt Moser zum Schluss, dass die Wahrnehmung und Verwendung von Zeit deutlich heterogener ist und sich nicht mehr ohne Weiteres in die Verlaufsschemata klassischer Arbeitslosenforschung einordnen lässt. Er sieht dies durchaus als eine Reaktion auf die Anforderungen die eine „individualisierte Gesellschaft spätmodernen Zuschnitts“ (ebd.: 77) an die Subjekte stellt.

Auch Ronald Lutz (2000: 124) kommt in einer Studie „zum biographischen Umgang mit Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland“ zu dem Befund, dass die lange Zeit paradigmatischen Märienthaler Bilder der verheerenden Auswirkungen von Arbeitslosigkeit in der Gegenwart nicht mehr zu halten sind und einer Reaktualisierung unterzogen werden müssen (ebd.: 123f.). Eine Folge der bereits oben diskutierten Erosion der Normalbiographie und der Entstehung diskontinuierlicher Erwerbsverläufe ist zugleich eine Normalisierung des Risikos erwerbsarbeitslos zu werden. Diese Veralltäglichere einer früher vielfach gleichförmig erlebten Erfahrung zeigt sich nun allerdings zugleich stark individualisiert (ebd.: 129). Auch wenn Arbeitslosigkeit

individualisiert erfahren wird, sieht Lutz dennoch verschiedene Muster in den Bewältigungsstrategien, die sich auf die strukturellen Zwänge, die auf die Subjekte einwirken zurückführen lassen (ebd.: 130). Eine wesentliche Strategie mit Erwerbsarbeitslosigkeit umzugehen fasst Lutz im Begriff der Knappheitsjongleure – und hier ist ausnahmslos finanzielle Knappheit gemeint: „Die Subjekte werden in ihrer Arbeitslosigkeit zu ‚Managern‘ (im Sinne von agierenden Bewältigern) ihrer Knappheit, zu ‚Knappheitsjongleuren‘, und gewinnen dabei die Fähigkeiten, die sie benötigen um dieses Management zu leisten.“ (ebd.: 131; Hervorhebung im Original)

Das Managen geringer finanzieller Ressourcen deutet Lutz an anderer Stelle aber auch als einen Versuch, die eigene Lage vor sich selbst zu verschleiern (ebd.: 135). Als ein weiteres Ergebnis hält der Autor fest, dass die Befragten dazu neigten, sich gegenüber anderen, die sich in einer noch schlechteren Lage befinden abzugrenzen (ebd.: 137). Das erfolgreiche Knappheitsmanagement würde eine diffuse Hoffnung auf eine Verbesserung der Lage aktivieren (ebd.). Bei andauernder Erwerbsarbeitslosigkeit zeigt sich allerdings als ein Effekt der Verlust einer Orientierung auf die Zukunft, der folgendermaßen endet: „Die Befragten konstruieren sich eine fiktive Realität, in der ihnen ihre Hoffnung erhalten bleibt.“ (ebd.: 138) Dieser ‚Realitätsverlust‘ äußert sich schließlich in einer Praxis, die ich als *in der Defensive leben* bezeichnen würde:

„Ständig mit der Lösung aktueller Probleme befasst, verlieren sie [die Erwerbsarbeitslosen; CB] allmählich den Bezug zu einem offensiven Umgang mit ihrer Situation als Arbeitslose und leben nur noch in der aktuellen Bewältigung der akuten Krisen.“ (ebd.: 139)

Erstaunlich ist an dieser Studie einiges: zunächst spiegeln die von Ronald Lutz beschriebenen Praktiken und Auswirkungen vor allem längerer Erwerbsarbeitslosigkeit dann doch in ihrer Gesamtschau die Ergebnisse der Marienthaler Studie wider. Gravierender finde ich jedoch, dass dem Autor scheinbar jedwede Reflexion abhanden gekommen ist. Die Betonung der vorhandenen respektive durch die Zwänge mit Knappheit umzugehen entwickelten Agentivität begrüße ich – zeigt sie doch, dass Erwerbsarbeitslose eben nicht nur passiv sind. Allerdings zeigt die von Lutz verwendete Sprache – ‚Manager‘ – deutlich, dass er hier mit neoliberalen Maßstäben misst. Dies wird auch durch den Befund eines defensiven Umgangs mit der Situation und einer fehlenden Zukunftsorientierung klar – letztere ist schließlich auch ein Merkmal des fordistischen Lebenslaufregimes und wird ebenfalls nicht einbezogen. Und unreflektiert bleibt auch die Tatsache, dass die vielen Stigmatisierungen die von verschiedenen

Akteur\_innen an Erwerbsarbeitslose herangetragen werden ein mehr als plausibler Grund sein können gerade nicht offensiv mit der Situation umzugehen.

Die vielfältigen Stigmata mit denen Erwerbsarbeitslosigkeit behaftet ist, zeigt Johannes Moser (1993) in einer Studie unter österreichischen Arbeitslosen Anfang der 1990er Jahre deutlich. Moser beschreibt bereits zum damaligen Zeitpunkt, dass Arbeitslosigkeit und nur kurze Unterbrechungen dieser das Potenzial haben eine Berufsbiographie nachhaltig zu zerstören und die Betroffenen zu schwer vermittelbaren Fällen zu machen (ebd.: 86f.). Weiterhin hält er für Zeiten hoher Arbeitslosigkeit einen „Aussiebungs- und Selektionsprozess“ fest, der dazu führt gewisse Gruppen erwerbsarbeitsloser Personen dauerhaft von Erwerbschancen auszuschließen (ebd.: 90). Weiterhin beschreibt der Autor die teilweise als ermüdend und erniedrigend erfahrenen Anmeldeprozesse bei den für die sozialstaatliche Unterstützung zuständigen Stellen (ebd.: 111).

Die von Moser beforschten Personen sprechen aufgrund einer vorhandenen Angst vor Vorwürfen oder Angriffen kaum über ihre Erwerbsarbeitslosigkeit und haben zudem Stereotype über Erwerbsarbeitslose derart internalisiert, dass es sie vor Probleme stellt sich bei eigener Betroffenheit davon zu lösen (ebd.: 132f.) Gleichzeitig wird die eigene Betroffenheit zum Teil als eine Art liminale Phase, als ein Schwellenzustand vor einer Besserung, gedeutet (ebd.: 135). Auch Moser hält fest, dass es zu einer Hemmung der Interaktionen kommt, er führt dies auf die zahlreichen Stigmatisierungen zurück, lässt allerdings offen ob dieser Prozess auf die erwerbsarbeitslosen Personen oder ihre sozialen Kontakte zurückzuführen ist (ebd.: 136). Die Teilnehmer\_innen der Studie sind sich über die möglichen Auswirkungen ihrer Handlungen durchaus im Klaren: so wurde es beispielhaft vermieden im Sommer in Freibäder zu gehen – denn diese Freizeitbeschäftigung hat das Potenzial als Ausdruck einer Arbeitsunwilligkeit ausgelegt zu werden (ebd.: 138). Wie oben bereits bei der Studie von Ronald Lutz erwähnt, findet auch Moser deutliche Abwertungstendenzen anderen gegenüber: „Die Arbeitslosen, mit einem Bündel spezifischer Eigenschaften, sind jeweils die anderen, und denen schreibt man die selben negativen Eigenschaften zu, wie dies auch von der übrigen Bevölkerung getan wird.“ (ebd.: 142)

Ebenfalls eine Ähnlichkeit zur Studie von Lutz bildet die von Moser beschriebene Realitätsarbeit, auch wenn er dies weitaus weniger negativ fasst: „In diesem Sinne müssen sich die Arbeitslosen ihre Welt erst zurecht definieren, um ein stimmiges Bild entwickeln zu können.“ (ebd.: 143) Zumindest den Interviewten in



dieser Studie ist ihre Situation klar; denn sie verstehen sich selbst als gegenüber der Norm abweichend und entwickeln daraus ein belastendes, verunsicherndes und isolierendes Schamgefühl (ebd.: 145).

Anschließend setzt sich Johannes Moser mit den drei gängigsten Stereotypen denen sich erwerbsarbeitslose Personen ausgesetzt sehen auseinander. Diese werden nach seinen Ergebnissen durch drei Hauptvorwürfe gebildet: (1) Arbeitslose würden ihre Situation genießen statt arbeiten zu gehen; dabei werden die betroffenen Subjekte durchweg als verantwortlich für ihre Situation adressiert (ebd.: 157); (2) die wohlfahrtstaatlichen Bezüge werden durch Schwarzarbeit aufgebessert; dieser Befund muss nicht einmal durch empirisches Wissen gesichert sein, er wird als allgemein bekannt vorausgesetzt (ebd.: 162ff.); (3) wenn jemensch wirklich arbeiten will, dann findet er\_sie auch Arbeit (ebd.: 171ff.). Aller Normalisierung der biographischen Erfahrung von Erwerbsarbeitslosigkeit konstatiert Moser schließlich: „Es steht fest, dass Arbeitslosigkeit trotz ihrer Normalität in den letzten beiden Jahrzehnten in der öffentlichen Meinung ein Stigma der Devianz aufweist.“ (ebd.: 190)

## **5. KULTURWISSENSCHAFTLICHE ERZÄHLFORSCHUNG |**

### **5.1. VOM MÄRCHEN ZU KOMMUNIKATIVEN LEBENSWELTEN**

Erzählen spielte bereits vor der Institutionalisierung des Vielnamenfaches eine bedeutende Rolle in den Anfängen volkskundlicher Fragestellungen. Diese waren zunächst oft motiviert von einem philologisch-germanistischen Interesse – wie jenem der Brüder Grimm – und spätestens mit der fortschreitenden Industrialisierung und den damit einhergehenden Veränderungen in der Lebensweise der zum damaligen Zeitpunkt noch überwiegend ländlich geprägten Bevölkerung in den deutschsprachigen Gebieten Zentraleuropas auch zunehmend von einem Rettungs-Ethos inspiriert (Lehmann 2007: 14f.). Wie sich für die frühe Volkskunde allgemein feststellen lässt, war auch dies von der Idee geleitet, dass gerade in den ländlichen und popularen Schichten ein authentisches und vor den Wirren der Modernisierung zu bewahrendes Volkstum zu finden sei (Warneken 2006). In dieser Zeit dominierten vor allem traditionelle Erzählformen, zumeist Märchen, Sage oder Schwank (Schmidt-Lauber 2005: 146). Klar im Vordergrund stand dabei das Märchen. Obgleich in der textorientierten Märchenforschung eine Vielzahl an „Theorien über Textformen und Tradierungsfragen“ (Lehmann 2007: 14) entwickelt wurde, zählte André Jolles dieses

zu den Einfachen Formen, freilich nicht ohne zum Zeitpunkt der vermehrten Rezeption dieses Kanons zum Teil erbitterten Widerstand und offene Ablehnung in der auch in den 1950er Jahren immer noch germanistisch dominierten Erzählforschung zu provozieren (ebd.: 15f.). Neben diesen Schwerpunkten gab es auch erste Ansätze, deren Forschungsinteressen an „herausragenden Erzählern als Einzelpersönlichkeiten oder auch als Mitglieder einer Kultur oder eines Milieus bzw. an dem Erzählverhalten in spezifischen Gruppen“ (ebd.) orientiert waren. Hiermit rückten dann die „soziokulturellen und kommunikativen“ Kontexte des Erzählens und der eigentliche Erzählvorgang in seinen performativen Ausprägungen in das Blickfeld der Forscher\_innen (Sutter 2013: 83).

Die Neuausrichtung der Disziplin in den 1970er Jahren beeinflusste die Herangehensweise an das Erzählen in zwei zentralen Aspekten: zum einen wurden mit der Soziologisierung des Faches vermehrt auch biographische Methoden und Fragestellungen innerhalb des Faches rezipiert und dementsprechend, nach wie vor in der Diskussion befindliche, unterschiedliche Positionen zum Verhältnis von Lebenslauf und Biographie entwickelt. (Sutter 2013: 79f.) Im neuen Selbstverständnis als Alltagskulturwissenschaft rückte auch das alltägliche Erzählen in das Blickfeld des Faches:

„Forschungen mit dem Akzent auf alltägliches Erzählen führten zum Abrücken von außergewöhnlichen Erzählstoffen und herausragenden Erzählergestalten hin zur Analyse unpräziser Themen und Erzählsituationen sowie des ‚Durchschnittserzählers‘.“ (Schmidt-Lauber 2005: 146)

Hermann Bausinger leistete mit seinen frühen Arbeiten einen entscheidenden Anteil zu diesen perspektivischen Verschiebungen. Allerdings erlag auch er der Versuchung in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem alltäglichen Erzählen Prämissen früherer Volkskundler zu übernehmen: „Vor allem aber scheint es geboten, dass die Erzählforscher dieses Alltägliche nicht gering schätzen, sondern genau wie die traditionellen Erzählungen zu sammeln, zu ordnen und zu verstehen suchen.“ (Bausinger 1958: 254) Vor dem Hintergrund der damaligen gravierenden Umwälzungen sah er einen erstarkten Realismus dräuen, welcher das Verhältnis der Menschen zur Welt und ihrer Umwelt veränderte: „Die Hinwendung zum Tatsächlichen ist eine solche übergreifende geistige Gesamthaltung.“ (ebd.: 242) Diese Veränderung stellte damit auch die Legitimation der klassischen Erzählforschung in Frage, konstatiert Bausinger

doch einigermaßen pessimistisch: „Die heutige Wirklichkeit bietet keine Märchen mehr an.“ (ebd.: 242)

Aber Hermann Bausinger hätte wahrscheinlich nicht so einen entscheidenden Einfluss auf die Disziplin gehabt, wenn er sich mit diesem traurigen Befund zufriedengegeben hätte. Denn direkt im Anschluss an das voran gegangene Zitat stellt er folgende These auf: „Aber wie Teile des Märchens der Wirklichkeit entstammen, so sind solche Teile auch jetzt noch immer wieder in der Wirklichkeit anzutreffen.“ (ebd.) Dieses Argument stützt er anschließend überzeugend anhand einer Auseinandersetzung mit den drei klassischen Volkserzählungsformen Märchen, Sage und Schwank. Bei allen drei Formen sind es für Bausinger weniger einzelne, ganz spezielle Motive die in den Erzählungen zu Tage treten. Vielmehr handelt es sich um strukturelle Ähnlichkeiten zu den althergebrachten Erzählungen. Was früher das Märchen war, wurde zu einer erzählten glücklichen Begebenheit, deren wesentliches Merkmal die „Ökonomie der Wunscherfüllung“ (ebd.: 242) ist; also eine Geschichte, die beispielsweise „durch mehrere gefährliche Situationen hindurch zu einem glücklichen Ende führt, also etwa ein Kriegserlebnis oder auch einen eben noch verhinderten Verkehrsunfall.“ (ebd.: 244) Der Nachfolger der Sage, von Bausinger als tolle Begebenheit bezeichnet (ebd.: 249), ist durch eine „Ökonomie des Unglücks“ (ebd.: 250) gekennzeichnet. Als überzeugendes Beispiel dafür führt er die immer wieder auftauchenden Geschichten von Lottogewinnern auf, die kurz nach ihrem Gewinn ein großes Unglück ereilt (ebd.). Der Schwank, der seine gegenwärtige Entsprechung in der heiteren Begebenheit findet, stand der Welt des Tatsächlichen immer näher als Sage und Märchen (ebd.: 251). Als wichtiges Moment des Schwankes bestimmt Bausinger das Einbeziehen von Übernatürlichem; jedoch mit dem Ziel „es am Tatsächlichen zu messen und so die Unangemessenheit zu enthüllen.“ (ebd.) Trotz dieser Nähe zur Realität bleibt auch der Schwank nicht unbeeinflusst von den Entwicklungen, Bausinger sieht ihn auf dem Weg zum Witz, der sich vor allem durch Kürze auszeichnet: „Während der Schwank behaglich ausmalt und sich der Vergangenheit hingibt, wird der Witz im allgemeinen kurz in der Gegenwartsform präsentiert.“ (ebd.: 253)

Ausgangspunkt dieser Veränderungen ist nach Ansicht Bausingers ein fundamentaler Wandel im Sozialen:

„Die überschaubare Welt von einst gibt den Menschen eines bestimmten Raumes eine einheitliche Vergangenheit, in die sie sich gemeinsam zu versenken vermögen. Die nicht mehr überschaubare Welt des Tatsächlichen stellt

gewissermaßen die Begegnung an die Stelle der Gemeinsamkeit, ein gegenwärtiges und punktuelles Phänomen an Stelle des vergangenheitsbezogenen, traditionsgebundenen räumlichen und geistigen Miteinanders. Am deutlichsten hat diesen Sachverhalt die Soziologie der Großstadt erarbeitet, die zeigt, wie sich das soziale Leben des Großstädtlers in viele Teilbegegnungen auflöst, denen er sich gar nicht voll hingeben kann und darf. In solchen relativ kurzen Begegnungen aber verwirklicht sich das alltägliche Erzählen unserer Tage.“ (ebd.: 253)

Bausinger stellt hier nicht nur relativ früh die für die Volkskunde gesetzte und sich auch noch lange in den Nachfolgedisziplinen haltende Dichotomie von Stadt und Land in Frage, sondern er beschreibt etwas, dass erst viele Jahre später in das Blickfeld des Faches rückte: ein Wissen über die und ein Erleben der Wirklichkeit, das technisch und medial vermittelt zur Ausprägung eines „wenn auch noch so unscharfen planetarischen Bewusstseins“ (ebd.: 247) führt(e). Diese Entwicklung verändert(e) auch die Funktion des Erzählens: „Aber daneben kommt dem Erzählen immer mehr auch die andere Aufgabe zu: zu künden von den Gesetzen und der Vielfalt der Erscheinungen der natürlichen, der ‚wirklichen‘ Welt.“ (ebd.)<sup>60</sup>

Hier vollzieht Bausinger bereits in ersten Ansätzen einen für die damalige Fachlandschaft bemerkenswerten Schwenk – sollte die Modernisierung des Faches doch erst durch die berühmt-berüchtigte Falkensteiner Tagung richtig Fahrt aufnehmen; so scheint es zumindest die dominierende Erzählung der Fachgeschichte zu präsentieren, prominent nachzulesen in der Einführung Wolfgang Kaschubas (2006). Dieser Schwenk besteht freilich in der Hinwendung zum alltäglichen Erzählen. Um diesem angemessen wissenschaftlich beizukommen plädiert Bausinger im entsprechenden Eintrag in der Enzyklopädie des Märchens nicht nur dafür, die Taxonomien der Folkloreforschung hinter sich zu lassen, sondern auch über die „Volksterminologie“ (1977: 329) hinauszugehen und Ideen aus der Linguistik und von „interaktionistischen kommunikationswissenschaftlichen Ansätzen“ (ebd.) aufzunehmen.

Damit verweist er auf einen Zusammenhang, der im Fach erst recht spät erkannt wurde: als eine Form des Redens gehört das Erzählen zu den jeweiligen Kommunikationsformen einer gegebenen historischen Zeit (Lehmann 2007: 9). Als eine

---

<sup>60</sup> An anderer Stelle (Enzyklopädie des Märchens: 326) konstatiert Bausinger zu Recht, dass auch in den Zeiten „der früher sehr viel engeren Kommunikationshorizonte“ erlebte Wirklichkeit eine Rolle im Erzählen der Menschen gespielt hatte. Diese Perspektive war jedoch durch den Fokus auf die Volkserzählungen verstellt.

Form der Kommunikation bildet Erzählen nicht nur Wirklichkeit ab, vielmehr dienen kommunikative Handlungen dazu Wirklichkeit zu schaffen, aufrechtzuerhalten und zu verändern (Knoblauch 1996: 8). Hubert Knoblauch argumentiert hier ganz im Sinne der Schule Edmund Husserls und seiner Nachfolger, Alfred Schütz, Thomas Luckmann und Peter Berger. Husserl prägte den Begriff der Lebenswelt, sie „stellt für ihn den Boden aller Lebenspraxis dar, sie umschreibt den Bereich dessen, was subjektiv erfahren wird.“ (ebd.: 10) Lebenswelt(en) entsprechen also dem, was auch als Wirklichkeit(en) bezeichnet werden kann. Es gibt eine Vielzahl erfahrbarer Wirklichkeiten; aus ihnen ragt jedoch eine heraus: die Alltagswirklichkeit ist in der Moderne dominant geworden (ebd.: 10). Sie ist

„jener Bereich der Wirklichkeit, in dem wir pragmatisch Motive verfolgen, in der wir handeln, wirken und arbeiten (also Umwelt verändern); vor allem ist sie eine Welt, in der andere wie wir auftreten und in der wir mit anderen kommunizieren.“ (ebd.)

Es handelt sich also bei ihr um das, was Bausinger als „Welt des Tatsächlichen“ bezeichnet. Erzählen ist also eine Form der Kommunikation, die unter je gegebenen Bedingungen vor allem in der Alltagswelt stattfindet und einen fundamentalen Anteil an der Produktion, Kontinuierung und Veränderung von Wirklichkeit hat.

## **5.2. ERZÄHLUNGEN UND ERZÄHLEN**

### **Erzählung – als Artefakt**

Im voranstehenden Abschnitt ist vielfach durch mich oder durch Zitate von Erzählen und Erzählungen die Rede; jedoch ohne diese Begriffe zu präzisieren. Frühe volkswissenschaftliche Arbeiten sind mit ihrem Fokus auf die Motive der Erzählungen sehr nahe an dem, was sich bis in die Gegenwart in der Literaturtheorie gehalten hat. Für den Slawisten Wolf Schmid, der besonders auf dem Gebiet der (literaturwissenschaftlichen) Narratologie sehr produktiv war, stehen narrative Texte<sup>61</sup> im Gegensatz zu deskriptiven Texten.<sup>62</sup> Ihr Hauptunterschied stellt gleichzeitig die Minimalbedingung für Narrativität

---

<sup>61</sup> „Texte“ ist hier wörtlich zu verstehen: Schmid befasst sich in seinem Werk ausschließlich mit Geschriebenem.

<sup>62</sup> Trotz der (scheinbar) klaren Opposition zwischen beiden Begriffen sind die Übergänge zwischen narrativen und deskriptiven Texten nicht nur fließend; beide Formen enthalten auch immer Anteile der jeweils gegensätzlichen Textsorte und können auch in ihrer Funktionalität als hybrid vorliegen – entscheidend ist der jeweilige Interpretationsstandpunkt (Schmid 2014: 6). Ein einleuchtendes Beispiel für solche Texte scheinen mir die in ethnographischer Forschungspraxis obligatorisch verfassten Feldforschungsprotokolle/-notizen zu sein: angefertigt unter der (kaum zu verwirklichenden) Prämisse,

dar: deskriptive Texte beschreiben einen Zustand lediglich, wohingegen narrative „mindestens *eine* Veränderung *eines* Zustands in einem gegebenen zeitlichen Moment“ (2014: 3; Hervorhebungen im Original) darstellen. Die Zustandsveränderung muss jedoch nicht expliziert werden, sie kann auch – beispielsweise durch die Darstellung zweier kontrastierender Zustände – impliziert sein (ebd.). Die Literaturtheoretiker Tilmann Köppe und Tom Kindt arbeiten ebenfalls mit einer minimalen, das heißt in ihrer Auffassung weiten, Definition von Erzählung. Diese drückt die von Schmid angeführte Zustandsveränderung etwas klarer aus und führt ein weiteres Kriterium ein: „Ein Text ist genau dann eine Erzählung, wenn er von mindestens zwei Ereignissen handelt, die temporal geordnet sowie in mindestens einer weiteren sinnhaften Weise miteinander verknüpft sind.“ (2014: 43; im Original kursiv) In Folge bestimmen sie die einzelnen Bestandteile dieser weiten Verwendung des Begriffs der Erzählung weiter.

Als Texte sind Erzählungen somit immer sprachliche Artefakte und weisen demnach Kohärenz und Geschlossenheit auf, die durch grammatische, inhaltlich-thematische oder pragmatische Mittel erzeugt werden (ebd.: 44f.). Ein Ereignis lässt sich anhand von (mindestens) drei Aspekten erkennen: es geht um einen Zeitpunkt, einen Gegenstand oder Sachverhalt und über den Gegenstand beziehungsweise den Sachverhalt wird etwas ausgesagt. Dabei bildet die Erzählung den Rahmen, in welchem relevante Ereignisse erkannt werden können (ebd.: 49f.). Von einer sinnhaften Verknüpfung sprechen die beiden Autoren, wenn zwischen den Ereignissen „ein gehaltvoller Zusammenhang“ (ebd.: 51) erkennbar ist. Gehaltvolle Zusammenhänge lassen sich meist in zwei Formen erkennen: zum einen, und die wichtigste, wenn Ereignisse kausal miteinander in Verbindung stehen und zum anderen, wenn Ereignisse durch die „mental en Einstellungen von Personen“ (ebd.: 58) miteinander verknüpft werden.

In den literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Begriff der Erzählung, hier verstanden als das sprachliche Artefakt, kristallisiert sich folgender Minimalkonsens heraus: von einer Erzählung ist dann zu sprechen, wenn mindestens zwei zeitlich voneinander getrennte Ereignisse über verschiedene, sowohl im- als auch explizit vorliegende Zusammenhänge miteinander verbunden werden.

In jüngeren volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Zugängen zum Begriff der Erzählung findet sich eine ähnlich weite Auffassung. So ist für Silke Meyer (2014: 254) folgendes ausschlaggebend um von einer Erzählung sprechen zu können:

---

Situationen möglichst nur zu beschreiben, werden sie spätestens in den ethnographischen Texten zu Narrationen.

„Aus der Sicht der narrativen Analyse gilt als das zentrale Kriterium des Erzählens, dass die narrative Darbietung einen Handlungsverlauf mit chronologischer Ordnung enthält. Dabei stehen die dargebotenen Einzelelemente in kausaler, argumentativer oder korrelativer Verbindung zueinander. Die Minimalstruktur einer Erzählung besteht demnach aus (mindestens) zwei aufeinanderfolgenden Ereignissen, welche mit der Verlaufsstruktur der Erzählung korrespondieren.“

Bereits 30 Jahre zuvor hat Gabriele Michel, ausgehend von einem Forschungsprojekt Albrecht Lehmanns, weitere Kriterien beschrieben, die erfüllt sein müssen, um von einer Erzählung sprechen zu können. Sie bezieht sich dabei weniger auf eine strukturelle Ebene, wie es Silke Meyer im obigen Zitat macht, sondern fokussiert stärker auf den Modus der Darstellung. Zunächst liegt das erzählte Ereignis in der Vergangenheit, was jedoch nicht zwingend für die gewählte(n) Zeitform(e)n der Erzählung gelten muss (Michel 1985: 26). Das Erzählen erfolgt in der „Haltung der Betroffenheit“, das heißt es werden expressive und evaluative Äußerungen verwendet (ebd.: 27). Zudem werde nur ein einzelnes Erlebnis erzählt. Dieses Kriterium wird allerdings direkt im Anschluss präzisiert:

„Denn erzählt wird auch Wiederkehrendes, seien es die wiederholten Schikanen eines Vorgesetzten, seien es die Erfolge beim Umgehen von Verboten. Aber häufig wird beim Erzählen ein einzelnes (typisches) Erlebnis herausgegriffen oder das vielfach Erlebte wird zu einer einzelnen Szene kondensiert und so dargestellt.“ (ebd.)

Interessant an Michels Ansatz ist auch ihr Verständnis des Erlebnis-Begriffs. Erlebnisse sollten als „relativ zur Funktion des Erzählens als Akt der Sinnkonstitution“ (ebd.) betrachtet werden. Daraus folgt, dass ein Ereignis dann zum Erlebnis wird, wenn es von der erzählenden Person für diesen Anlass ausgewählt wird. Sie schlägt hier eine Konzeption vor, welche die subjektiven Seiten des Erzählvorgangs, insbesondere die Auswahl des Dargebotenen als aktiven Prozess in Wert setzt. Gerade für eine an Biographien interessierte Erzählforschung verweist dies zugleich auf den (vermeintlichen) „Dualismus Struktur – Praxis“ (Seifert 2015: 14). Dieses Spannungsverhältnis wird über eine „analytische Integration von gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Praxen“ aufgelöst, am Beispiel der Biographieforschung zeigt sich dies an der Frage „nach der Relevanz und dem Ausmaß gesellschaftlich-

struktureller Einwirkungen auf individuelle Lebenswege, subjektive Erfahrungen und deren narrative Repräsentationen.“ (ebd.: 15)

Lebensgeschichtliche Erzählungen sind – im Sinne der Lehmann’schen Schule einer Bewusstseinsanalyse – auf zwei Aspekte hin zu befragen: (1) welches Selbstbild der erzählenden Person wird in der Erzählung entworfen und (2) welche Wissensbestände und Deutungssysteme, die in „bestimmten Teilkulturen intersubjektive Gültigkeit besitzen“ (Schwibbe 2013: 12), werden in ihnen kommuniziert und tradiert?

Für eine Auseinandersetzung mit alltäglichem Erzählen ist es geboten, sich nicht an eine starre Definition des Begriffs der Erzählung zu halten. Dies lässt sich an der vielfach unternommenen Unterscheidung zwischen Erzählen und Berichten exemplifizieren. Bereits Gabriele Michel stellte bei der Analyse ihres empirischen Materials fest, dass viele der ihr präsentierten Erzählungen nicht den strengen Anforderungen einiger anerkannter Operationalisierungen des Begriffs entsprachen (1985: 25). Auch Ove Sutter hält den Befund fest, dass seine Befragten – statt sich des „szenisch-episodischen Darstellens“ zu bedienen – weitaus häufiger „berichtend und auf rückblickend zusammenfassende Weise“ (2013: 99) sprachen. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden sprachlichen Handlungsformen liegt im Grad der Involviertheit in das Dargestellte. Ein Bericht ist zumeist durch einen nüchternen Stil geprägt (Meyer 2014: 250) und dient dazu, „einen zurückliegenden Sachverhalt sachgerecht und der Bewertung des Hörers zugänglich darzustellen“ (Michel 1985: 29).<sup>63</sup>

Wenn dieser Befund selbst bei „autobiographischen Großerzählungen“ (Sutter 2013: 90) auftritt, so hat sich gezeigt, dass dies ebenso beim von mir untersuchten Setting – dem kommunikativen Handeln bei einem Stammtisch – sichtbar wird: statt elaborierter, sprachlich detailreich ausgeschmückte Geschichten präsentiert zu bekommen, bestand das kommunikative Handeln meiner Protagonist\_innen oft aus nur kurzen Erwähnungen von Ereignissen, die oft auch nicht mehr eine noch vorhandene Involviertheit zeigten sondern eben deutlich machten, dass die Erzählenden mit diesen auf die ein oder andere Weise abgeschlossen hatten.<sup>64</sup>

---

<sup>63</sup> Dies bedeutet jedoch nicht, dass ein Bericht frei von Bewertungen ist: „Bei einem Bericht ist der Sprecher mental mit dem zu berichtenden Sachverhalt ‚fertig‘: Er hat ihn kategorisiert und damit eine feste Stellung zu dem Vorfall bezogen, ist also nicht mehr in ihn direkt involviert.“ (Rehbein 1980: 83)

<sup>64</sup> Ähnliches erlebte Angela Keppler (1994: 56) bei ihrer Untersuchung zu familiären Tischgesprächen: „Weder die Verlaufsform von Tischgesprächen selbst noch die Formelemente, in denen sie sich vollziehen, [...] sind einfach kontingente Erscheinungen; dennoch fallen diese Formen über weite Strecken nicht unter das, was die Wissenschaft gemeinhin unter dem Stichwort ‚Narration‘ thematisiert. [...] wir [finden] hier vor allem Formen, die nicht das ausgebaute Format einer Erzählung haben.“



Für diese Arbeit möchte ich Erzählung also wie folgt operationalisieren: Eine Erzählung ist die Darstellung von mindestens einem Erlebnis. Dieses Erlebnis kann sich aus einem oder mehreren Ereignissen zusammensetzen, diese weisen in der Darstellung einen zeitlichen Verlauf aus und hängen implizit oder explizit miteinander zusammen. Das Maß der Involviertheit der darstellenden Person ist für mich kein ausschlaggebendes Kriterium. Ebenso ist es nicht entscheidend, ob das Erlebnis szenisch-episodisch oder eher berichtend dargestellt wird. Das relevante Kriterium ist die reportability des Erlebnisses: der oder die Erzählende wählt ein Erlebnis in einer bestimmten Situation aus um damit etwas auszusagen.<sup>65</sup> Damit verlasse ich auch teilweise die verbreitete Annahme, es würden insbesondere außergewöhnliche, gar einmalige Erlebnisse erzählt (Michel; etwas distanzierend dazu: Sutter 2013: 92). Diese Vorannahme wirft in der Folge schließlich Fragen danach auf, wessen Erfahrungshorizont hier als maßgebend für das Besondere einer wiedergegebenen Situation gelten kann und ob mensch sich durch eine solche Fokussierung nicht den potentiellen Erkenntnisgewinn gerade allzu ‚banaler‘ Alltagsgeschichten verstellt.

### **Erzählen – als Praxis**

Mit ihrem methodischen Zuschnitt sind ethnographische Forschungen – und damit auch die vorliegende kulturwissenschaftliche Erzählforschung – insbesondere geeignet nach der „Sinnschicht sozialer Praktiken“ zu fragen, also dem „Bereich öffentlich gelebter Sozialität, dessen Sinnhaftigkeit von einem *impliziten* Wissen der Teilnehmer bestimmt wird.“ (Breidenstein et. al. 2013: 33; Hervorhebung im Original). Maßgeblich zu dieser Ausrichtung hat der performative turn beigetragen:

„Der *performative turn* lenkt die Aufmerksamkeit auf die Ausdrucksdimensionen von Handlungen und Handlungsereignissen bis hin zur sozialen Inszenierungskultur. Weder kulturelle Bedeutungszusammenhänge noch die Vorstellung von ‚Kultur als Text‘ stehen hier im Vordergrund, sondern die praktische Dimension der Herstellung kultureller Bedeutungen und Erfahrungen.“ (Bachmann-Medick 2010: 104; Hervorhebung im Original)

---

<sup>65</sup> Dies halte ich auch aus forschungsethischen Gründen für geboten. Relevant ist, was die Menschen mit denen und über die wir forschen, als relevant setzen – wenn sie also ein Erlebnis als erzählenswert betrachten, dann ist es *conditio sine qua non* des ethnographischen Arbeitens dieses in der Analyse ebenso als relevant anzusehen.

Für die Entwicklung praxisorientierter Perspektiven für volkskundlich-kulturwissenschaftliche Erzählforschungen haben sich insbesondere Einflüsse der funktional-pragmatischen Kommunikationsanalyse als produktive interdisziplinäre Einflüsse erwiesen (Sutter 2013: 87). Mit Ove Sutter sehe ich besonders die Betrachtung des „Erzählens als sprachliche[m] Handlungsmuster, das sich in kontextspezifischen Handlungen verwirklicht und reproduziert“ (ebd.: 88) als einen fruchtbaren Zugang an. Diese Konzeptualisierung von sprachlichem Handeln als „gesellschaftliche Tätigkeit gesellschaftlicher Subjekte“ (Ehlich/Rehbein 1979: 243) schließt an die Arbeiten John L. Austins an und betont die Wirklichkeit machende und verändernde Potential von Sprechakten (Sutter 2013: 88). Sprachliches Handeln vollzieht sich in diesem Ansatz innerhalb von „interaktiven Handlungsräumen“, die gesellschaftlich strukturiert sind (ebd.: 89). Damit unterliegen sie keiner subjektiven Willkür respektive einer rationalen Aushandlung (Günthner/Knoblauch 1994: 694). Sie lassen sich als Ergebnis einer ständig wachsenden Relevanz der strategischen Kommunikation – die entschieden auf die Ausdifferenzierung der Wissensgebiete zurückgeht – betrachten:

„Damit die Handelnden von den Routineproblemen der Kommunikation entlastet werden und sich den ‚problematischen‘ Fällen widmen können, ist [...] davon auszugehen, dass sich für die jeweiligen Aufgaben in den unterschiedlichsten Bereichen eine immer größer werdende Zahl an konventionellen kommunikativen Formen einspielt.“ (ebd.: 695)

Diese kommunikativen Gattungen leisten zweierlei: zum einen sind sie Lösungen für das Problem, elementare Problem, „wie Ereignisse, Sachverhalte, Wissensinhalte und Erfahrungen in intersubjektiv verbindlicher Weise unter verschiedenen Sinnkriterien thematisiert, vermittelt, bewältigt und tradiert werden können.“ (Keppler 1994: 18) Zum anderen bieten sie aber auch für den die Einzelne\_n Formen, „die eine individuelle Aneignung und Ausformung gesellschaftlichen Wissens möglich machen.“ (ebd.: 23)

Die Einübung des nötigen Routinewissens erfolgt im Rahmen des Spracherwerbs (Sutter 2013: 89). Ebenfalls zentral für die Herangehensweise der Funktionalen Pragmatik ist die Annahme, dass die Handlungsmuster „durch Zwecke organisiert und strukturiert sind“ (ebd.) – wobei Zwecke hier keine intentionalen Handlungen meinen muss; vielmehr ergeben sie sich aus den sozialen Positionen der kommunikativ Tätigen (ebd.). In kulturwissenschaftlichen Erzählforschungen wird diesem Befund Rechnung getragen. So gilt gemeinhin der Konsens, dass „Erzählungen

aus dem eigenen Leben [...] Aufschluss über die Konstituierung des Selbstbildes eines individuellen Erzählers“ (Schwabbe 2013: 12) geben, dies bedeutet jedoch nicht, „den Befragten als gänzlich souverän zu charakterisieren in dem, was und wie er im Befragungsgespräch erzählt, das Pendel also ins Intentionale ausschlagen zu lassen“ (Löffler 1999: 90). Dem liegt die zumeist unreflektierte Bewältigung der alltäglichen Rollen sowie ein der Sprache inhärenter Widerstand gegenüber einer totalen Funktionalisierung zugrunde (ebd.: 90f.).

Die Reinform des praktischen Erzählens wird durch das szenisch-episodische Darstellen abgebildet: „Der Akteur erzeugt im Sprechen einen Vorstellungsraum, in dem er den dargestellten Gegenstand in der Perspektive des vergangenen Erlebens und Handelns mit bestimmten sprachlichen Mitteln inszeniert.“ (Sutter 2013: 91f.) Zu den am meisten bei dieser Form des Erzählens eingesetzten sprachlichen Mitteln zählt die direkte Rede (ebd.: 94). In der funktionalen Pragmatik wird oft auch von Re-Inszenierung oder gar von Wiedergabe gesprochen – an dieser Stelle teile ich Ove Sutters skeptischen Verweis darauf, dass dies geeignet ist, Erzählen und Erfahren gleich zu setzen, was jedoch unmöglich zu validieren ist. Allerdings verfehlt er mit seiner Absage an die Möglichkeit, dass durch die Wiederholung direkter Rede auf eine außerhalb der konkreten Sprechsituation liegende Referenz Bezug genommen werden kann, meines Erachtens ein mögliches Erkenntnispotential dieses sprachlichen Mittels. Die inszenierte direkte Rede dient eben nicht nur als ein Mittel das Erzählte mit einem hohen Authentizitätsanspruch zu markieren (ebd.: 95). Gerade durch dieses Authentisierungspotenzial lassen sich solche Darstellungen als Wirklichkeitserzählungen erkennen:

„Anders als in erfundenen Geschichten der Literatur bezieht man sich in diesen Erzählungen direkt auf unsere konkrete Wirklichkeit und trifft Aussagen mit einem spezifischen Geltungsanspruch: ‚So ist es (gewesen)‘.“

(Klein/Martinez 2009: 1)

Christian Klein und Matias Martinez plädieren angesichts eines grassierenden (post)strukturalistischen „Panfiktionalismus“ dafür, die „referentielle Leistung sprachlicher Kommunikation“ (ebd.) wieder in den Fokus zu nehmen – ohne dabei jedoch den zweifellos gegebenen konstruierenden Charakter von Wirklichkeitserzählungen außer Acht zu lassen (ebd.). Die besondere Erkenntnismöglichkeit von Wirklichkeitserzählungen liegt in eben dieser Referentialität: „Sie liefern Aussagen über konkrete Sachverhalte unserer Lebenswelt.“

(ebd.: 6) Diesen Strang greife ich zu einem späteren Zeitpunkt meiner Argumentation wieder auf – zunächst wende ich mich wieder den sprachlichen Mitteln zu.

Direkte Rede wird in den meisten Fällen nicht nur mit Sprache inszeniert. Mittels intonatorischer und paralinguistischer Mittel werden die jeweiligen Ausdrucksmomente des Dialogs respektive Monologs verstärkt (Sutter 2013: 95). Die direkte Rede wird zudem oft auch noch einer Bewertung unterzogen – wie bewertende Aussagen allgemein ein Merkmal des Erzählens sind (ebd.). Während des Erzählens kann es auch zu einem Wechsel in das szenische Präsenz kommen; also dem Wechsel des Erzähltempus aus der Zeit des Erzählens in die Zeit des Erzählten. Solch ein Wechsel kennzeichnet dann den Übergang aus einer stärker distanzierten in eine mehr involvierte Haltung des\_der Erzählenden (Sutter 2013: 95f.). Im szenisch-episodischen Darstellen kommt es mitunter auch zu einer Reaktualisierung der früheren Perspektive und des Wissens- und Erfahrungshorizonts durch die Erzähler\_innen:

„Die sprechende Person verweist mit sprachlichen Mitteln auf Objekte und Ereignisse, als ob diese räumlich anwesend seien. Hierzu gehört auch, dass die sprechende Person nicht die Wissensperspektive der Erzählzeit, sondern jene der erzählten Zeit und damit die als vorgängig inszenierte Wissens- und Erwartungsperspektive der erzählten Situation einnimmt.“ (ebd.: 96)

Dies ist im Erzählen ein probates Mittel um Spannung aufzubauen. Ein weiteres oft zu beobachtendes Mittel zur Authentizitätssteigerung und dramatischen Zuspitzung des Erzählten stellen sehr kleinteilig erzählte Sequenzen mit einem hohen Maß an Detaillierung dar. Diese können „Isochronie, also Zeitdeckungsgleichheit zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit“ (ebd.) herstellen.

### **5.3. WIE GELINGT ERZÄHLEN?**

Gabriele Michel (1985: 46) greift in ihrer Auseinandersetzung provokant zwei gängige Allgemeinplätze auf – „Erzählen, das tun alle. Erzählen kann jeder.“ – um diese jedoch im selben Abschnitt unter Hinzunahme unsystematischer Alltagsbeobachtungen in Frage zu stellen. Ausgehend vom daraus abgeleiteten Befund, dass manche Erzählungen die Erwartungen der Hörer\_innen nicht erfüllen fragt sie schließlich: „Was aber ist denn gutes oder richtiges Erzählen?“ (ebd.) In den folgenden Ausführungen greift sie anschließend die schulische Vermittlung von mündlicher Erzählkompetenz heraus um letztlich an dieser zu zeigen, dass aller geäußerter Kritik zum Trotz die Lehr- und Lerninhalte nach wie vor an einem klassischen, der antiken Dramatik angelehnten

Modell orientiert sind. Mündliches Erzählen wird somit nur als Vorstufe für schriftliches Erzählen betrachtet. (ebd.: 47ff.) Dem gegenüber steht ein im Alltag durch erzählerische Praxis und dem Umgang mit erzählenden Medien erworbenes praktisches Wissen, welches den\_die Erzähler\_in in die Lage versetzt, eine Geschichte in den Gesprächsverlauf einzubetten und auf die Zuhörer\_innen zu reagieren. (ebd.: 52) Ein guter Erzähler weiß also wie eine Geschichte erzählt werden muss – und kann sie zusätzlich auch den jeweiligen Interaktionen adäquat präsentieren.

Diese Bedingungen um von einem gelungenen Erzählen sprechen zu können werden von Angela Keppler (1994: 68) ganz ähnlich beschrieben. Neben der Einbettung eines Themas in den Gesprächsverlauf beschreibt sie noch weitere Bedingungen, die erfüllt werden müssen:

„Thematischer Fortschritt, thematische Anbindung und die gemeinsame Produktion eines Themas durch mehrere (mindestens zwei) Interagierende sind nur ein paar der grundlegendsten Kennzeichen der Themenorganisation in Gesprächen.“ (ebd.: 69)

Sie verweist hier auf einige zentrale Punkte, die auch in meinem Feld deutlich sichtbar waren. Die meisten Abende beim Stammtisch zeichneten sich dadurch einen lockeren Fluss der Gespräche aus; oftmals führten Beiträge der einzelnen Teilnehmer\_innen zu einer Weiterentwicklung der Themen, die dann aufeinander aufbauten und mit Erzählungen entsprechend vorangetrieben wurden. Es zeigte sich allerdings auch, dass es nicht allen Teilnehmer\_innen zu jeder Zeit gelang, ihre Themen in die Runde einzubringen. Dies verweist auf ein weiteres Charakteristikum gelungener Gespräche: „Dass jemand ein bestimmtes Thema ins Gespräch einbringen will, genügt nicht, um es tatsächlich zum Thema zu machen; ohne die Ratifikation eines Interaktionspartners lässt sich auf Dauer kein Thema etablieren.“ (ebd.: 67) Gelingende sprachliche Interaktion scheint somit zumindest von zwei Personen abhängig zu sein: jemensch muss willens sein einen Beitrag zu leisten, ein\_e ander\_r willens diesen auch anzunehmen. In idealtypischen, egalitären Konstellationen, in denen alle die gleichen Rechte und Möglichkeiten haben an Interaktionen teilzunehmen sollte sich diese Bedingung jederzeit von selbst realisieren. Es sollte jedoch klar sein, dass eine solche gleichermaßen sympathische wie naive Sichtweise in unseren sozial differenzierten Gesellschaften zwangsläufig an der Realität scheitern muss.

Pierre Bourdieu hält dieser romantischen Sichtweise auf Gesellschaft einen unangenehmen Spiegel vor, indem er „den sozialen Ort des Sprechaktes, die ihm

zugrunde liegenden Kapitalressourcen und habituellen Dispositionen als Bedingung von dessen Möglichkeit sowie die damit verbundenen sozialen Zwecke in die Analyse“ (Sutter 2013: 100) einbezieht. In Bourdieus Perspektive vernachlässigen gängige sprachwissenschaftliche Ansätze zweierlei: zum einen erscheint Sprach in ihnen ihrer soziohistorischen Genese beraubt und beziehe sich nur auf textimmanente Aspekte. Zum anderen werde sprachliche Kompetenz zu oft mit der Fähigkeit grammatikalisch korrekte Sätze bilden zu können gleichgesetzt – dabei ist Sprechen wie jede andere Praxis für Bourdieu ein in den Habitus der Subjekte ein- und übergehende Kompetenz, deren Beherrschung sich in situ zeigt – oder eben nicht. (Sutter 2013: 101; Thompson 2015: 5) Bourdieu fasst auch Sprechen als eine Praxis auf, die auf einem Markt geschieht:

„Jeder Sprechakt und allgemeiner jede Handlung ist eine bestimmte Konstellation von Umständen, ein Zusammentreffen unabhängiger Kausalreihen: auf der einen Seite die – gesellschaftlich bestimmten – Dispositionen des sprachlichen Habitus, die eine bestimmte Neigung zum Sprechen und zum Aussprechen bestimmter Dinge einschließen (das Ausdrucksstreben), und eine gewisse Sprachfähigkeit, die als sprachliche Fähigkeit zur unendlichen Erzeugung grammatisch richtiger Diskurse, und, davon nicht zu trennen, als *soziale Fähigkeit zur adäquaten Anwendung dieser Kompetenz in einer bestimmten Situation* definiert ist; auf der anderen Seite die Strukturen des sprachlichen Marktes, die sich als ein System spezifischer Sanktionen und Zensurvorgänge durchsetzen.“ (Bourdieu 2015: 41; Hervorhebungen CB)

Anknüpfend an die Sprechakttheorie von Austin „zielt das sprachliche Handeln als symbolisches Handeln darauf ab, die eigene Weltsicht als legitime Sicht durchzusetzen.“ (Sutter 2013: 101) Bourdieu knüpft ein Gelingen allerdings an die Ausstattung mit den entsprechenden Kapitalien (ebd.). Ob Aussagen illukotionär wirken können ist in Bourdieus Perspektive vor allem eine Frage der sozialen Stellung der sprechenden Person:

„Die Macht der Wörter ist nichts anderes als die *delegierte Macht* des Sprechers, und seine Worte – das heißt untrennbar der Gegenstand seines Diskurses und seine Art zu sprechen – sind allenfalls ein Beweis – neben anderen – der *Delegationsgarantie*, mit der er versehen ist.“ (Bourdieu 2015: 101)

Damit sind die Bedingungen für gelingende Sprechakte in erster Linie an das Verhältnis des sozialen Kapitals der sprechenden Person und der zuhörenden Person geknüpft (Sutter 2013: 103)<sup>66</sup>.

Sprachliches Handeln – und damit auch Erzählen in jedweder Form – kann also gelingen, wenn die sprechenden Personen über das Wissen verfügen, wie eine gute Erzählung aufgebaut ist, dieses Wissen auch in der erzählerischen Praxis einsetzen können. Zudem sind die Erzähler\_innen auch darauf angewiesen, dass ihre Zuhörer\_innen die jeweiligen Geschichten akzeptieren und sie zudem über die entsprechende soziale Stellung verfügen, ihre mittels der Erzählungen ausgedrückten Perspektiven auf Welt Geltung zu verschaffen.

#### **5.4. BLINDE FLECKEN GEGENWÄRTIGER KULTURWISSENSCHAFTLICHER ERZÄHLFORSCHUNG**

Meine bisherigen Ausführungen zum Erzählen aus kulturwissenschaftlicher Perspektive beziehen den Großteil ihrer Ansätze von biographisch-lebensgeschichtlichen Forschungen. Exemplarisch stehen dafür die Studien von Ove Sutter (2013) und Silke Meyer (2014): Während Sutter untersucht wie Prekarität erzählt wird, fokussiert Meyer darauf, wie aus einer „ökonomischen Transaktion ein moralischer Zustand“ (2014: 252) wird. Beiden Studien – die mit einigem Recht als die wichtigsten der gegenwärtigen volkskundlichen Erzählforschung gelten – ist gemein, dass; soweit veröffentlicht; das zur Auswertung herangezogene Material aus den Transkripten biographischer Interviews besteht.

Trotz aller Gewöhnung an (auto-)biographische Erhebungsmethoden vertrete ich dennoch die Ansicht, dass diese als Forschungssituation einer sozialen Veranstaltung wie beispielsweise einem Stammtisch oder einem familiären Abendessen nicht gleichzusetzen sind. Allein aus der Anzahl der teilnehmenden Personen ergeben sich für die Kommunikation zwangsläufig andere Zugzwänge als dies in einem Interview der Fall ist. Angela Keppler (1994: 50f.) betont dies in ihrer Studie zu Tischgesprächen: „Soziale Veranstaltungen sind mehr oder weniger stark strukturierte und formalisierte Handlungszusammenhänge, die zeitlich und räumlich festgelegt und eingegrenzt sind; überdies bestehen sie aus einer typischen Abfolge kommunikativer Muster.“ Daraus lässt sich folgern, dass für verschiedene soziale Veranstaltungen auch unterschiedliche Kommunikationsabläufe maßgebend sind. Dementsprechend verstellt die Konzentration

---

<sup>66</sup> Respektive an die qua Delegation vertretenen sozialen Gruppen. (Sutter 2013: 103)

auf in biographischen Interviews Erzähltem den Blick auf einen elementaren Bereich des kommunikativen Haushaltes von Gesellschaft: dem mehr oder weniger geselligen, durch Anekdoten aus dem eigenen Leben bereicherten Beisammensein.

Wie wichtig dieser ist lässt sich leicht an unsystematischen Alltagsbeobachtungen festmachen: es gibt eine Vielzahl an Situationen, in denen Menschen im Beisein von mehr als einem Interaktionspartner Geschichten aus ihrem Leben preisgeben. Dies können Kneipenabende mit Freunden und/oder noch entfernten Bekannten seien; ebenso begegnen diese mensch im Vielnamenfach immer wieder in Lehrveranstaltungen in Form von durch Student\_innen eingebrachten Anekdoten.<sup>67</sup> Diese Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Wichtig ist jedoch der Befund, dass Menschen biographische Erlebnisse in einer mannigfaltigen Varianz mit anderen Menschen teilen – der einseitige Fokus auf, im Idealfall aufgenommene, Interviews macht aus elementaren Teilen der Alltagskultur black boxes.

Durch die nahezu ausschließliche Fetischisierung auf (auto-)biographische Interviews als empirische Grundlage gegenwärtiger kulturwissenschaftlicher Erzählforschung entstehen zudem weitere blinde Flecken im Hinblick auf die Funktionen des Erzählens als sprachlichem Handeln. Derzeit werden diese vor allem unter folgenden Gesichtspunkten systematisiert: (a) illustrierende Erzählungen sollen exemplarisch allgemeingültige Zusammenhänge darstellen, (b) Erzählungen sollen eine „bestimmte Handlungsmaxime, Weltsicht oder Personenbeurteilung verdeutlichen“ (Sutter 2013: 97), (c) durch Erzählen soll eine „gemeinsame Welt“ (ebd.: 98) hergestellt werden, (d) sowie eine gewisse Selbstdarstellung erreicht werden und gegenüber den zuhörenden Personen auch durchgesetzt werden (ebd.; auch Meyer 2014: 258). Der Fokus liegt aber auf der Inszenierung:

„Entscheidend ist, ob die zuhörende Person mit erzählerischen Mitteln überzeugt werden soll, dass das Erzählte tatsächlich auf Selbsterfahrem und –erlebtem basiert und durch die sprechende Person angemessen wiedergegeben wird.“ (Sutter 2013: 99)

Damit wird mensch zweifellos dem performativen Charakter des Erzählens gerecht, vernachlässigt meiner Ansicht nach aber einen wichtigen Aspekt dieser Praxis: aller Konstruktionsleistung durch sprachliches Handeln und aller gebotenen Skepsis einer potentiellen Gleichsetzung zwischen Erleben und Erfahren<sup>68</sup> zum Trotz gehen bei dieser

---

<sup>67</sup> Freilich allzu oft ohne die gebotene analytische Anbindung.

<sup>68</sup> Ausführlich dazu Lehmann (2007).



Perspektive die Aussagen über Welt nahezu unter. Ich möchte dies an einem längeren Auszug eines Artikels von Silke Meyer (2014: 260; Hervorhebung im Original) exemplifizieren. In diesem analysiert sie Erzählungen über die Erfahrungen einer Schuldnerin bei Begegnungen mit einer Bankangestellten:

„Die Pointe ihrer Erzählung gelingt Gisela Mönch mit dem gekonnten Einsatz des Erzählmusters der Kleinen gegen die Großen [...]. Dieser Topos ist kulturell fest etabliert und entsprechend wirksam. Weitere dichotome Setzungen, nämlich die Gegenüberstellung von Sachwissen [...] und Wissen über moralisches Verhalten [...] sowie die Jugend der Bankangestellten [...] werden kontrastiv zur Lebenserfahrung der Sprecherin in Position gebracht. [...] Weiterhin verhandelt sie durch die Positionierung als *Underdog* ihre eigene Agentivität zwischen Opferrolle und Handlungsfähigkeit. Dem System als ihrem Gegner spricht sie mit dieser Selbstpositionierung jegliche moralische Legitimation ab. In der Erzählung über die Konfrontation der Großen und der Kleinen mag zwar das Banksystem ökonomische Gewinne erzielen, die Erzählerin erringt jedoch den moralischen Sieg [...].“

Nun hat die seit 2007 andauernde Finanzkrise hinreichend deutlich gemacht, dass die Finanzbranche ein durch und durch kaputtes, aus der Perspektive des common sense kaum mehr zu legitimierendes System ist – warum also akzeptiert Silke Meyer die Erzählung nicht auch als das, was sie ist beziehungsweise sein kann: ein – wie auch immer sprachlich ausgestaltetes und dargebrachtes – Beispiel wie Banken ihre Kund\_innen im vollsten Bewusstsein planvoll schädigen?<sup>69</sup> Meines Erachtens lässt sich die Erzählung von Gisela Mönch als eine Wirklichkeitserzählung im Sinne von Christian Klein und Matias Martinez deuten, ihr wesentliches Merkmal ist also „ihr konkreter Bezug auf reale Begebenheiten, auf Wirklichkeit.“ (2009: 6) In der von den Autoren entwickelten Typologie lässt sich Gisela Mönchs präsentierte Geschichte als eine faktuale Erzählung die sich fiktionalisierender Erzählverfahren (ebd.: 4) bedient; dazu gehören auch von Gisela Mönch angewendete Techniken wie die Wiedergabe von direkter Rede und die erlebte Rede (ebd.). Die Narration der Protagonistin lässt sich so eben nicht nur eindimensional als ein performativer Akt – der sie zweifellos *auch* ist – begreifen. Sie kann auch die Darstellung einer *möglichen Welt* sein. Stephan Jaeger (2009: 122f.) sieht in diesem von Lubomir Dolezel für das historiographische Erzählen

---

<sup>69</sup> Zu diesem Komplex sehr lesenswert sind die Portraits im Band von Claudia Honegger, Sighard Neckel und Chantal Magnin (2010).

entwickelten Konzept eine Möglichkeit den Herausforderungen postmoderner Geschichtskritik zu begegnen. Entscheidend ist hier der Begriff der Leerstelle: „Historische sind [...] von fiktionalen Leerstellen dadurch zu unterscheiden, dass erstere epistemologisch, letztere ontologisch sind.“ (ebd.: 123) Damit ist gemeint, dass epistemologische Leerstellen immer durch neue Quellen erschlossen werden können. Ontologische Leerstellen in fiktionalen Werken verschließen sich dieser Option, da schlicht keine Referenz außerhalb der Fiktion existiert (ebd.).<sup>70</sup>

Die Darstellung von Gisela Mönch behauptet so betrachtet zunächst eine (historische) Wahrheit. Eine Wahrheit, die in der Analyse von Silke Meyer jedoch deswegen nicht als eine Möglichkeit gesehen wird da sie den Fokus ausschließlich auf die performativen Aspekte der Narration legt.

## **6. ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT ALS BIOGRAPHISCHES DATUM | ERFAHRUNGEN IN DER ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT | ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT, KOLLABORATIONEN UND HALTUNG**

Im folgenden empirischen Teil meiner Arbeit werde ich mich mit der Erwerbsarbeitslosigkeit meiner Protagonist\_innen aus verschiedenen Perspektiven befassen: (1) erwerbsarbeitslos zu sein betrachte ich zunächst als ein Datum, welches an unterschiedlichen Zeitpunkten in der Biographie der Beforschten eintritt. Ausgehend von ihren bisherigen Lebensverläufen sehen sie sich mit unterschiedlichen Herausforderungen konfrontiert. Diesen begegneten sie auf verschiedenen Wegen und erzählten diese auch in differenten Modi. Ich frage auch nach den Selbstbildern, die sie in diesen Erzählungen entwerfen. (2) Anschließend widme ich mich den Erfahrungen im Umgang mit verschiedenen Akteur\_innen, welche die Vereinsmitglieder\_innen in ihrer Erwerbsarbeitslosigkeit begegneten. (3) In den Erzählungen der Protagonist\_innen vermitteln diese Haltungen. Diese beziehen sie auf sich selbst und andere, dadurch prägen sie die Interaktionen mit anderen zivilgesellschaftlichen Initiativen und politischen Entscheidungsträgern.

---

<sup>70</sup> Ein beeindruckendes Beispiel für den Prozess epistemologische Leerstellen zu füllen ist die Ethnographie Joao Biehls (2005) über Vita, die Bewohnerin eines Slums in Brasilien. Biehl deckt im Verlauf seiner Forschung nach und nach bisher verborgene Details über die Protagonistin auf.

## 6.1. ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT ALS BIOGRAPHISCHES DATUM

Die Personen, mit denen ich forschen konnte zeichnen unterschiedliche Bilder von ihren Erfahrungen mit Erwerbsarbeitslosigkeit. Ein wichtiges Moment ist der jeweilige Zeitpunkt des (erstmaligen) Eintretens dieses Datums. Die mittlerweile verrenteten Mitglieder des Vereins sind wenige Jahre vor dem absehbaren Ende ihrer jeweiligen Pflicht-Erwerbsbiographien zum ersten Mal mit dem Phänomen Erwerbsarbeitslosigkeit konfrontiert:

„Als ich am Lokal ankomme, stehe ich zunächst vor verschlossener Tür. Ich frage mich, ob ich etwas verpasst habe und ob der Stammtisch heute ausfällt. Ich rufe Heike an, sie ist die einzige, deren Nummer ich habe. Sie sagt, dass beim letzten Mal gesagt wurde, dass wir uns erst um 17 Uhr treffen. [...] Dann sehe ich aber Georg, der aus seinem Auto aussteigt und aus dem Kofferraum die rote Plastiktragetasche nimmt, die er bisher jedes Mal dabei hatte. Ich stehe mit ihm vor dem Lokal und warte, er sagt er hätte das auch vergessen, dass es heute erst um 17 Uhr los geht, da hätte er sich ja gar nicht so beeilen brauchen. Wir unterhalten uns ein wenig, ich frage ihn danach, wie er zum Verein gekommen ist. Er sagt, dass er über das Fernsehen aufmerksam wurde als er vor über zehn Jahren selbst arbeitslos war. Dann frage ich ihn nach danach, was er gearbeitet hat und ob er jetzt schon in der Pension sei. Er ist in Pension und war vorher kaufmännischer Leiter in einer größeren Firma, dann sei die Firma geschlossen worden und ihm wurde gekündigt. Er war einige Zeit arbeitslos, hat dann wieder im gleichen Beruf eine Anstellung gefunden, wurde dort aber mit 59 entlassen und meint dann zu mir, dass man mit dem Alter keine Chance mehr auf einen Job hätte.“ (Feldnotizen 11 Juni 2015, Absatz 1)

Georg erzählt seinen Weg in die Erwerbsarbeitslosigkeit als einen, der vor allem für ältere Arbeitnehmer\_innen zu den Standardpfaden zählt: nach einer erfolgreichen Laufbahn, in deren Folge er es zu einer Führungsposition in einem Unternehmen gebracht hatte, wurde diese jäh von einer Betriebsschließung unterbrochen. Einem kurzen Aufbäumen in Form einer Wiederbeschäftigung in einem neuen Unternehmen folgte eine Kündigung des Arbeitsverhältnisses. Schließlich deutete er an, dass er einem der Gesetze des Arbeitsmarktes mit einer Mischung aus Realismus und Resignation begegnete: je älter Arbeitnehmer\_innen sind, desto schwieriger ist es, eine neue Anstellung zu finden.

Im Interview, das freilich eine andere Möglichkeit zur Elaboration einer Geschichte durch den Gesprächspartner bot als ein small talk vor dem Stammtisch, beschreibt Peter einen nahezu identischen Weg:

„Interviewer: Ich würde dich vielleicht einfach ganz kurz bitten mir am Anfang noch mal so (.) rückblickend ein bisschen was über dein Erwerbsleben zu erzählen. Also was du gemacht hast, was du gearbeitet hast. (.) Auch wenn es zu der Zeit so Phasen von Arbeitslosigkeit gab, wie sich das bei dir gestaltet hat.

Peter: (zustimmendes hmmm) Na ja, ich habe nach Absolvierung der Ingenieursschule, DGM, die älteste in Österreich (.) diese übliche Karriere gemacht im Konstruktionsbüro und Planungsbüro. Die war damals noch vorgeschrieben, man musste eine gewisse Zeit in dem Bereich arbeiten um den Titel Ingenieur zu bekommen. (.) Das war damals Standard, über das hat sich niemand gewundert oder ähnliches. (.) Und bin dann, zweiundsechzig, siebenundsechzig, nach fünf Jahren in diesem Bereich in den Ostexport gegangen, (.) Export von Investitionsgütern. [...] (.) Und bin dann arbeitslos geworden nach insgesamt etwa 35 Jahren in dem Bereich. (.) Wobei (.), der Export, die Zeit im Export, über 30 Jahre, weil es Ost-Export war, auf der einen Seite interessant war, auf der anderen Seite schrecklich. Also ich glaube nicht, dass irgendjemand sich über die Zeit Ceaucescus, Rumänienbesuche besonders gefreut hat. (Ich lache) Relativ angenehm waren Ungarn und Polen. irgendwo in der Mitte war dann die Tschechoslowakei. Jugoslawien war anders. und die DDR war halt, ja, deutsch. (.) Im Versuch der Präzision, der Genauigkeit in allen Bereichen, vor allem in politischen. (.) Dort waren Verkaufsgespräche gut zu führen, also sehr strukturiert. Was brauchen wir wirklich, was kostet das? Und so weiter und so fort. Und damit waren die Sachen erledigt. In anderen Ländern war das halt mit mehr Besuchen verbunden. Auch vielleicht mit mehr angenehmen Erlebnissen, nicht? Wenn man mit Kunden essen gegangen ist. In manchen Ländern war das Essen auch mit Trinken verknüpft (Peter lacht). Aber das war es so im Prinzip. Das heißt (Peter zündet sich eine Zigarette an), es war eine durchschnittliche Wochenarbeitszeit von 70 bis 80 Stunden und ich war von dieser Zeit fünfzig Prozent oder mehr auf Reisen. (.) Es war also anstrengend, aber auf der anderen Seite interessant, weil man in verschiedenen Ländern verschiedene Leute kennen gelernt hat und verschiedene Verhaltensweisen. Während man hier, wenn man mit Leuten geredet hat, immer den Eindruck gewonnen hat, die glauben, dass in Osteuropa alle gleich sind. ein größerer Irrtum konnte niemandem passieren (.) weil Rumänen mit Polen zu verwechseln, zu glauben da spielt sich ähnliches ab, auch zu während des Pseudokommunismus (.) is-, war ein gravierender Irrtum, also auch Ungarn betreffend. (.) Ja. Aus diesen dreißig Jahren habe ich ungefähr (.) zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre unter dem Eisernen Vorhang mich bewegt und die anderen sieben oder acht Jahre war der Eisernen Vorhang nicht mehr da. Das war dann eine Zeit, die nicht immer lustig war. Weil es ist halt nach dem Fall des Eisernen Vorhangs bei westlichen Firmen, die von diesen Ländern keine Ahnung hatten, eine Art Goldgräberstimmung entstanden. (.) Wusch, auf einmal sind alle in den Osten gestürzt. (.) Haben es sich dort relativ gut gehen lassen. (.) Und haben in vielen Bereichen so wenig weiter gebracht, dass sie dann nach ein, zwei, drei, vier Jahren das Terrain fluchtartig wieder verlassen haben, nicht? Aber das hängt mit Vorbereitungen zusammen, mit Organisation, auch mit Geduld. Man muss ja erstmal schauen, wo fahre ich da überall hin? Wer ist denn dort? (.) Wie sind die Leute? Das wurde viel zu wenig beachtet, am allerwenigsten von amerikanischen Firmen. Weil amerikanische Firmen überzeugt sind, dass das was in den USA funktioniert, das muss auch in der ganzen Welt funktionieren. Das ist auch ein ganz großer Irrtum. Es haben einige Firmen durchgehalten, aber mit hohen, SEHR hohen Investitionen. Also mit ziemlich viel Geldverlust. Ja soviel vielleicht grob zur Arbeit, es sei denn du hast noch Fragen dazu?

Interviewer: Mich würde jetzt mal interessieren, warum du damals dann arbeitslos geworden bist?

Peter: Na ja, die übliche Form ist die/ also/ ist ein Missverhältnis mit dem Geschäftsführer. (.) In der letzten Firma, in der ich war, habe ich einen

Geschäftsführer gehabt, der sehr viele Facetten hatte. Die zentrale Facette von ihm war vielleicht der Napoleon-Komplex. Also auch körperlich. Er war kleiner gewachsen, hat aber ziemlich große Sprüche geführt. (.) Konnte dann auf der anderen Seite dann wieder großzügig sein. Also nicht in der Form von Gehaltserhöhungen oder so, oder Weihnachtsgeschenke oder ähnliches. (.) Meiner Einschätzung nach hat das dazu gedient seine Position zu festigen, die aus meiner Sicht allerdings auch völlig ungefährdet war. Also es muss irgendwas in ihm vorgegangen sein, wo er (.) Selbstdarstellung gepflegt hat und ähnliche Dinge. (.) Der war so ein, zwei Jahre älter als ich, also musste nie Angst haben das ich seinen Posten anstrebe, das wäre kurios gewesen. (.) Ja, das war der Grund. Er hat, wenn er manchmal zu Kunden in Osteuropa gefahren ist, meiner Ansicht nach auch nicht diese Art der Vorsicht gepflegt, die ich für angebracht gehalten habe. Also wenn ein Chef seine Sekretärin zum Beispiel nach Budapest mitnimmt und dort eine halbe Stunde zu einem Kunden geht und dort drei Tage verbringt und ich fahre dann später zu dem Kunden hin und der meint, und zum Glück waren das Leute mit denen ich mich ausgezeichnet verstanden habe, und der dann zu mir sagt, na ja, wenn ihr Chef da so Geld ausgeben kann, dann können sie mir auch einen größeren Rabatt geben. (Ich lache) Um das so kurz zusammen zu fassen. (Peter zündet sich eine Zigarette an) Das heißt, es war halt den Arbeitsbedingungen gegenüber den Kunden und der Art der Verhandlungsführung nicht förderlich. Aber er als Selbstdarsteller hat das natürlich genossen. Das war auch ein Konzern in dem das ab einer gewissen Position auch durchaus üblich war. Also da wurde für in Führungszeichen Repräsentationszwecke schon ganz schön viel Geld für ausgegeben. (.) Das hat natürlich eine Missstimmung erzeugt. Und auch diese (.) wie soll ich das sagen/ bisschen diktatorenhafte Art, was Personalentscheidungen betrifft. Die hat er getroffen ohne zu fragen. Und war wahrscheinlich damit nicht immer wirklich gut beraten. (wir beide lachen)“ (Interview mit Peter, Absatz 9 - 12)

Peter wählt als Einstieg in seiner Erzählung eine Beschreibung seiner Laufbahn. Diese verlief nach dem zu dieser Zeit gültigen Lebenslaufregime und wird von ihm als erfolgreich dargestellt. Dieses Lebenslaufregime war auch für ihn verbindlich, wurde vorausgesetzt und nicht hinterfragt. Darauf verweisen Ausdrücke wie *die übliche Karriere* und kulminiert in der Aussage *Das war damals Standard, über das hat sich niemand gewundert oder ähnliches*. Die Allgemeingültigkeit wird auch durch das Verwenden des neutralen und den Sprecher unkenntlich machenden Pronomens *man* in der 3. Person. Folgend beschreibt er die Herausforderungen von weit über das Maß hinausgehenden Arbeitszeiten, relativiert dies jedoch mit den Chancen, die sich ihm dadurch boten. Dass seine Karriere eine Erfolgsgeschichte war wird indirekt deutlich über die Kritik, die er – wiederum verallgemeinernd – an den Personen/Unternehmen vorbringt, die, auch dies wird nur implizit klar, nicht wie er über die entsprechende Erfahrung und daraus gebildeter Expertise im Umgang mit den Menschen vor Ort aufwiesen.

Zum Ende dieser Passage kritisiert er zudem noch die Auswüchse des anglo-amerikanischen Kapitalismus und stellt hier beiläufig eine Hybris fest, die viele

Unternehmen scheitern ließ. Dieses Motiv nutzt er anschließend für die Antwort auf meine Frage, wie es zu seiner Erwerbsarbeitslosigkeit gekommen ist. Er bedient sich eines, auch auf körperlicher Ebene, Vergleichs seines damaligen Chefs mit dem französischen Kaiser Napoleon Bonaparte. Mit diesem greift er auf einen kollektiven Wissensbestand zurück und zeichnet das Bild eines Menschen, der sich eine zu große Aufgabe vornimmt und an dieser letztlich scheitert. Dies wird später im Abschnitt deutlich, als Peter die Schwierigkeiten beschreibt, die sich für ihn aus dem Gebaren und unseriösem Verhalten seines Vorgesetzten, dem er im Vorbeigehen noch eine Affäre mit seiner Sekretärin unterstellt, ergeben hatten. Peter wurde erwerbsarbeitslos, weil sich sein Chef von ihm in seiner Position bedroht fühlte, dies stellt er jedoch als Fehleinschätzung dar: *Meiner Einschätzung nach hat das dazu gedient seine Position zu festigen, die aus meiner Sicht allerdings auch völlig ungefährdet war.* Dies wird durch den Wechsel in die 1. Person deutlich und durch die Verwendung des Adjektivs völlig verstärkt. Die Ressourcen des Unternehmens wurden aus Peters Perspektive falsch eingesetzt und der Repräsentationsaufwand entsprach nicht seinen Vorstellungen. Hier klingt das Bild des ehrbaren Kaufmanns an, dem an Demut und einem bescheidenen Auftreten gelegen ist. In der Summe führte dies zu einer – nicht offen so bezeichneten – Fehlentscheidung: Peters Entlassung. Mit Albrecht Lehmann (1980: 57) deute ich diese Erzählung als eine Rechtfertigungsgeschichte:

„Oft hat es der einzelne bei der Reflexion und Interpretation seines bisher zurückgelegten Lebensganges schmerzlich empfunden, dass da Ereignisse existieren, die ihm selbst unangenehm sind und die ihn vor seinen Mitmenschen bloßstellen könnten, wenn er sie denen als ungeschminkte Wahrheiten präsentieren würde. Folglich sieht er sich vernünftigerweise gezwungen, seiner Umwelt akzeptable Versionen für bestimmte lebensgeschichtliche Perioden und Vorkommnisse anzubieten.“

Die Darstellung seiner Erwerbsbiographie ist die eines erfolgreichen Machers, der über Jahre auf seinem, nicht unproblematischen Feld, reüssierte. Der plötzliche Eintritt der Erwerbsarbeitslosigkeit zwingt Peter dann, eine Legitimation für diesen biographischen Makel (ebd.: 60f.) darzustellen. Hierfür wählt er das Mittel des Theorisierens, er passt diesen Bruch in seiner Lebensgeschichte in einen auch im Alltag verfügbaren Wissensbestand ein (ebd.: 64f.)

Anschließend sprachen wir beide über sein Alter und den Verlauf seiner Erwerbsarbeitslosigkeit:

„Interviewer: Wie alt warst du damals, als du das erste Mal arbeitslos geworden bist? Peter: Ich bin ja nur einmal arbeitslos geworden und selbiges auch geblieben. Wie alt war ich da? (.) 54, 55, ungefähr so in der Größenordnung.

Interviewer: Und dann bist du aus der Arbeitslosigkeit in die Pension gegangen?

Peter: Geschickt worden/

Interviewer: Geschickt worden?

Peter: Also nach etwa acht Jahren Arbeitslosigkeit/ (.) das AMS schaut sich an, wann die frühestmögliche Pension möglich ist, mit Abschlägen natürlich, aber das ist wurscht. Und dann sagt das AMS ab diesem Tag holen sie das Geld von der PVA (.) und wir zahlen nix mehr. Also da wird nicht gefragt. Weil jede Institution, die Geld ausgibt, versucht natürlich die Ausgaben jemandem anderen auf die Schultern zu legen. (lacht)

Interviewer: Wie war das dann für dich/ also nach dieser langen Zeit im Erwerbsleben dann arbeitslos zu sein?

Peter: Na ja, zuerst einmal war es überraschend, nicht. Weil in diesen etwa dreißig Jahren, die ich im Ost-Export tätig war, war ich ja über die Firma hinaus, in der ich jeweils tätig war, war ich dafür bekannt, dass ich Erfolge gehabt habe. Und da gab es ja auch hin und wieder Firmen die gesagt haben (.) wir würden uns freuen, wenn sie bei uns arbeiten. Und da es mich immer gereizt (.) wenn einmal etwas halbwegs etabliert war wieder etwas neues zu beginnen und etwas aufzubauen, hab ich das auch manchmal gemacht. (.) Also ich habe diese 35 Jahre nicht nur bei einer Firma verbracht, sondern in etwa bei einem Dutzend Firmen. (...) Das ist halt auch eine Art (.) / wenn man sich selber fragt, was man erreichen kann (.) ob man fähig ist etwas neu aufzubauen und solche Sachen, das halte ich für reizvoll. Bei einer Firma 50 Jahre zu bleiben, so eine Art Beamtenjob zu machen, wäre für mich nichts gewesen, also nichts für meine Mentalität. aber zum Glück gibt es Leute die sowas auch machen wollen.

Interviewer: Und wie hat sich das dann auf (.) sage ich mal, auf deinen Alltag ausgewirkt, als du dann nicht mehr so viel unterwegs warst? War das finanziell auch/

Peter: Na ja, finanziell war das natürlich schon ein Riesen Unterschied. (.) Allerdings muss ich sagen, die Leute, die Kredite zu zahlen haben, die arbeitslos werden, den geht's schlechter und ich hatte keine Kredite zu zahlen. Also den einen Kredit, den ich da übernommen habe, den Bausparkredit beim Hauskauf, das Geld habe ich auf der Seite gehabt. Für mich/ Ich habe nicht wie viele Leute die Sorgen gehabt, dass mich da Kredit umbringt. Das ist ein ganz wichtiger Aspekt. Ansonsten (.) ja, das Arbeitslosengeld, das war/ da muss ich aufpassen das waren noch Schilling (beide lachen) ja, ich glaub das war ein Drittel ungefähr von meinem Einkommen. Irgendwas in der Größenordnung. Und da ich keine besonderen Ansprüche habe war das quasi ausreichend.

Interviewer: Also es hat sich in deinem Alltag und dem, was du unternehmen konntest, nicht viel geändert?

Peter: Na ja, da ich vorher nicht viel unternommen habe (beide lachen) also von wegen Urlaub in Hawaii und ähnliche Dinge/ von daher hat das keinen riesen Unterschied gemacht. (.) Weniger zu haben (.) war vielleicht auch deswegen nicht so spürbar, weil ich halt in der Nachkriegszeit aufgewachsen bin und mich an manches noch recht gut erinnern kann. Also, (.) von daher gesehen war es nicht/ war es kein Schock. “ (Interview mit Peter, Absatz 13 - 24)

Am Beginn der Passage korrigiert Peter mich: meine Frage spiegelt die Vorstellung, dass Erwerbsarbeitslosigkeit kein singular auftretendes Phänomen ist, sondern sich insbesondere bei älteren Menschen wiederholt. Anschließend beschreibt er die bereits

von Georg zitierte Erfahrung einer Zwangspensionierung. Meine Frage ob er aus der Erwerbsarbeitslosigkeit in die Pension gegangen wäre, beantwortet Peter mit einer Belehrung: meine Unkenntnis der Praxis der Zwangspensionierung behebt Peter in einer kurzen Nebensequenz, in der er mir erklärt wie das System funktioniert.<sup>71</sup>

Auch das AMS muss unter einem NPM-Regime seine Ausgabe im Blick haben und zwingt ältere Erwerbsarbeitslose in die Rente hinein um die eigenen Kosten im Rahmen zu halten. In diesem Setting stellt er sich als einigermaßen machtlos dar. Erwerbsarbeitslos zu werden, war für ihn eine einschneidende Erfahrung. Dies wird umso klarer, als er nach dem Eingeständnis davon überrascht gewesen zu sein nochmals auf seine in mehreren Unternehmen erfolgreich verlaufende Karriere, die von Firmenwechseln und stetigem Neuaufbau geprägt war. Er entwirft das Bild eines Machers, der – über die Negativfolie „Beamtenjob“ – rastlos auf der Suche nach neuen Herausforderungen ist und, so er sie gefunden hat, diese erfolgreich meistert. Mit dem Wiederaufgreifen dieses Motivs verstärkte er nicht nur das Bild einer gelungenen Berufslaufbahn, das er im vorherigen Exzerpt ja bereits aufgemacht hatte, er steigerte damit auch die Wirkung der Erzählung über den Eintritt in die Erwerbsarbeitslosigkeit. Seine Antworten auf meine Frage nach den (finanziellen) Auswirkungen deute ich auf zwei Ebenen, einer alltagspraktisch-habituellen und, auf der Metaebene, einem ökonomischen Ethos. Trotz spürbarer finanzieller Einschnitte hatte sich sein Alltag nur geringfügig verändert. Die notwendigen Ressourcen um hiermit umzugehen verortet er im Bereich von Genügsamkeit und Demut und einem klugen Umgang mit den vorhandenen Mitteln. Die Befähigung auch diese Situation zu meistern verortet Peter in seinem Habitus: als Kind der Nachkriegszeit ist er mit einem Mangel an Gütern und Konsummöglichkeiten aufgewachsen, das Beste daraus gemacht und sich diese Tugend bis ins hohe Alter erhalten. Diese Kindheits- und Adoleszenzerfahrungen bilden gleichwohl auch die Basis für einen ökonomischen Ethos, der bereits vorher in angeklungen ist, als Peter das Gebaren US-amerikanischer Firmen nach dem Fall des Eisernen Vorhangs kritisierte. Dieses hatte er als unseriös gebrandmarkt und die Gier und Goldgräberstimmung verurteilt. An dieser Stelle wird dieses von ihm weiter ausgebaut: ein ‚Leben auf Pump‘, also die Finanzierung kleinerer und größerer

---

<sup>71</sup> In meinem Material gibt es eine Vielzahl von Sequenzen, die sich als Belehrungen deuten lassen; insbesondere in den Interviews. Methodologisch betrachtet stellt sich hier die Frage, ob sich qualitative Interviews nicht nur als Biographie-Generatoren (Löffler, 1999) erweisen, sondern durch ihr Setting, das meines Erachtens nach immer auf einem zumindest behaupteten epistemischen Gefälle beruht, Belehrungen provozieren (Keppler 1994: 88ff.).



Anschaffungen über Kredite kommt für ihn nicht in Frage. Selbst eine gemeinhin als konservativ betrachtete Geldanlage respektive Finanzierung wie einen Bausparkredit hatte er abgesichert.

Im Gegensatz zu den bisher vorgestellten sind Heikes Erfahrungen mit Erwerbsarbeitslosigkeit anders gelagert und werden von ihr auch anders präsentiert.<sup>72</sup>

„Interviewer: Als Einstieg wäre es mir ganz recht, wenn vielleicht nochmal ganz kurz deine derzeitige Situation beschreibst. (.) Also, quasi (.) ähm, Arbeitslosigkeit, wie lange, was du davor gemacht hast so ein bisschen.

Heike: Ja also ich komme hauptsächlich aus dem Pflegebereich. (.) Und bin seit knapp drei Jahren arbeitsuchend (...) Hab eine Pflegeausbildung gemacht, bin dann ins Burn Out gekommen und (.) ja, bekomme jetzt einfach keine Anstellung mehr

(...) Interviewer: Und äh, hattest du davor schon, hast du davor schon Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit gehabt?

Heike: Gelegentlich, aber ich war nie sehr lange arbeitsuchend. Also, ich war Alleinerzieherin die meiste Zeit und da war ich ab und zu natürlich arbeitsuchend. Aber das war nie wirklich bemerkenswert. Also ja

(ich nehme einen Schluck vom Kaffee) Interviewer: Sag mal, hat sich da so, also wie hat sich so dein Leben oder dein Alltag in diesen drei Jahren verändert, auch so im Vergleich zu vorher, als du noch in Arbeit warst?

Heike: Es gibt, na ja, positive und negative Aspekte. Denn wenn man im Pflegeberuf sieht man seine Freunde fast nie, man hat fast nie Freizeit, Dienst auf Abruf (.) Allzeit bereit, Stunden, Stunden, Stunden über Stunden, also 60 Stunden plus minus, auch wenn man für weniger angestellt ist. (.) Ahm, ich hab jetzt mehr Freizeit, aber sehr viel weniger Geld (beide lachen kurz). (.) Und (.) ja, es ging langsam abwärts, finanziell zumindest, denn ich hatte am Schluss meiner Tätigkeit noch eine Aufschulung nach Paragraf 44 gemacht (.) zum allgemeinen Krankenpflergediplom, weil ich den psychiatrischen Schwerpunkt hatte. (.) Und, da bekam ich noch einen Schulzuschuss, das waren 200 Euro Schulgeld und ich musste mich ja auch dazu arbeitsuchend melden, da das ja gefördert war dieses Programm. (.) Da hatte ich noch die normale Arbeitslose, vom Gehalt berechnet, plus eben diese 200 Euro Schulgeld (.) und davon konnte ich leben. Nicht gut, aber leben. Mittlerweile bin ich von der Berechnung her im Notstand (.) und habe aufgrund meiner zu hohen Arbeitslose 92 Prozent vom Arbeitslosengeld (.) und ja, das ist eigentlich das Existenz-, jetzt bin ich am Existenzminimum angelangt, bei vollen Zahlungen. Ich bekomme auch keine Unterstützung von der MA40, das ist das Sozialreferat, weil ich nicht transparent bin. Das heißt ich bezahle die Dinge voll. Die einzige Befreiung die ich da erlebe ist die Krankenkassengebühren und GIS-Befreiungen.“ (Interview mit Heike, Absatz 11 - 16)

In einem höheren Alter war die Erfahrung erwerbsarbeitslos zu werden, keine unbekannte für Heike. Neu ist jedoch die Tatsache, dass sie seit einem langen Zeitraum keine Anstellung mehr fand. In ihrer bisherigen Erwerbsbiographie gab es immer wieder Zeiten der Erwerbsarbeitslosigkeit. Diese verbindet sie direkt mit ihrer Rolle als alleinerziehende Mutter und gibt dieser Relation sprachlich – durch die Verwendung des Wortes „natürlich“ – den Status einer unvermeidbaren Erfahrung. Ihrer Situation

---

<sup>72</sup> Ich habe für das Interview mit Gudrun auch einen anderen Einstieg gewählt als im Interview mit Dietmar. Dies lag in meinem Vorwissen begründet, dass sie noch nicht in Pension war.

kann sie folgend kurz etwas Positives abgewinnen; mit der Freisetzung aus dem Arbeitsverhältnis hat sie Freizeit dazu gewonnen. In ihrer Darstellung ist diese ein hohes Gut, besonders im Hinblick auf die harten Arbeitsbedingungen im Pflegebereich. Darauf folgt allerdings eine Beschreibung ihrer finanziellen Situation als einer Abwärtsspirale folgend die schließlich dazu führt, dass sie zum Zeitpunkt unseres Interviews monatlich nur noch Geldmittel in Höhe des Existenzminimums zur Verfügung hatte. Vor dieser Abwärtsspirale war Heikes Erwerbsbiographie von Brüchen geprägt und dem steten Versuch, ihre employability zu erhalten:

„Interviewer: Und sag mal bei deiner/ (.) kannst du mir vielleicht einfach noch mal so in groben Zügen deine Erwerbsbiographie mal beschreiben? Also was du gelernt hast/

Heike: Also ich habe die normale Schulpflicht erfüllt, war auch in der AHS, habe anschließend eine kaufmännische Lehre als Bürokauffrau abgeschlossen, spreche zwei Fremdsprachen, habe acht Computermodule, und auch einen Abriss von Netzwerktechnik. (.) Bin dann aber sofort in die Krankenpflegeschule. Ich habe abwechselnd natürlich auch immer das kaufmännische geupgraded, ja. (.) Hab also Schwerpunkt Psychiatrie in der Krankenpflege gemacht, der mir später, da war ich in der HKB, das ist die Hauskrankenpflege (.) auch andere Tätigkeiten gemacht habe, nicht eins zu eins umerkannt wurde. Ich musste nach der EU noch mal einen Pflegehelfer beginnen (.), wurde wieder unten eingestuft (.) und gehaltsmäßig und überhaupt. Ohne anrechenbare Zeiten (.), das ist jetzt etwa/ das war 2004. Und von da an wollte ich das mit dem allgemeinen Diplom abschließen und das war eben jetzt der Endspurt, der stressmäßig einfach nicht mehr machbar war. Und hab dann ja, nach dem Krankenstand noch eine Ausbildung zur Berufsorientierung-Trainerin absolviert. Nur die Grundausbildung, aufgrund meiner Zeugnisse war das möglich diesen Status zu erreichen (.) und bekomme natürlich nirgendwo eine Anstellung. Weil das AMS selbst hat eine Vorgabe diesbezüglich. Wenn zum Beispiel zehn Trainer an einem Institut angestellt werden haben acht davon eine akademische Ausbildung, also einen Uni-Abschluss und zwei davon nicht unbedingt einen Uni-Abschluss. Und zu diesen zwei Trainern würde ich gehören und da bin ich einfach 50 plus und damit gibt es ganz andere Leute. Es gibst FH-abgänger, also junge Leute, die sie dann bevorzugen.“ (Interview mit Heike, Absatz 36 - 37)

Im Gegensatz zu Georg und Peter ist sie der Branche, in der sie ihre Berufsausbildung absolviert hat, nicht treu geblieben. Sie wechselte direkt nach der Ausbildung, hat sich jedoch auch in ihrem gelernten Beruf weiterqualifiziert. Letztlich scheiterte sie ihrer Darstellung zufolge jedoch an bürokratischen Hürden, die nicht nur die Anerkennung ihrer Qualifikationen verhinderten, sondern sie auch auf niedrige Entlohnungs- und Verantwortungsstufen zwangen. Nach ihrem Krankenstand hat sie noch einen neuen Versuch gestartet, sich ein anderes Berufsfeld zu erschließen. Auf diesem gelang es ihr jedoch nicht, sich gegen Konkurrent\_innen durchzusetzen, da sie weniger kulturelles Kapital als diese aufwies und in einem Alter war, welches eine neue Anstellung

erschwerte. Der Versuch sich für die Anforderungen des Marktes zu rüsten und nötige Qualifikationen aufweisen zu können, hatte sie wortwörtlich krank gemacht:

„Interviewer: Und was hast du gearbeitet, bevor du jetzt arbeitslos geworden bist? Da warst du im Pflegebereich?

Heike: Da war ich im Pflegebereich. Also vor der Aufschulung war ich im OP-Bereich. OP- und Aufbereitungsbereich, aber das war zusammen, das war integriert, weil es ein Privatkrankenhaus war, das war/ möchte ich jetzt nicht sagen.

Interviewer: Und da bist du dann aber ins Burn Out gekommen?

Heike: Nein da nicht. da habe ich dann die Aufschulung gemacht für allgemeine Krankenpflege und da kam ich dann ins Burn Out. Denn ich habe zum Beispiel von 8 bis 17 Uhr Schule gehabt und man musste da jeden Tag lernen. (.) Also, das ist eine höhere Schulausbildung, ich musste da jeden Tag lernen (.) oft halt bis Mitternacht gelernt und überhaupt nicht mehr geschlafen. (.) Musste oft um vier, halb fünf Uhr morgens aufstehen, hab eine Art Praktikum gehabt, Dienst und so. Also ich kam aus diesem Lernmodus nicht mehr raus und irgendwann war ich nur mehr wach und habe dann angefangen abzunehmen und Dinge zu somatisieren und und (.). Hab dann auch zwei Fehldiagnosen gehabt, die ich jetzt nicht näher anführen möchte. Dann wurde ich mal krankgeschrieben, war achteinhalb Monate im Krankenstand. (.) Bin aber im System erfasst worden, das ist ein eigenes Kapitel, was ich jetzt nicht näher beschreiben möchte, es war eine ganz spezielle (.) wirklich unglückliche Verkettung und jetzt bin ich raus.“ (Interview mit Heike, Absatz 32 - 35)

Auffällig ist, dass Heike einige Details ausspart. Hier spielt sicher eine gesellschaftliche Tabuisierung von Krankheit ebenso eine Rolle wie eine Scheu vor dem Tonbandgerät. Heikes Weg in den Burnout lässt sich auch als Etablierung einer subjektiven Krankheitstheorie deuten. Karin Birkner (2006: 153) schlägt für diese folgende Definition vor: „[...] die Vorstellungen, die Patient/innen von den Ursachen ihrer Erkrankung und – damit zusammenhängend – von deren Beeinflussbarkeit und Folgen haben.“ Die Anforderungen, die eigene Arbeitskraft für den Markt attraktiv und kapitalisierbar zu halten und die nötigen Qualifikationen vorzuweisen, überfordern Heike zusehends, bis sich schließlich der Stress körperlich niederschlägt. Offen bleibt an dieser Stelle, in welchen Relationen Heikes Erzählung zu alltäglich verfügbarem Wissen über die Krankheit Burnout steht.

Sie betreibt in dieser Sequenz gleichzeitig Arbeit an ihrem Selbstbild. Die Beschreibung, wie sie in den Burnout gekommen ist und nach einem längeren Krankenstand aufgrund unglücklicher Umstände „raus“ sei, lässt sich als Versuch deuten, ein kohärentes Bild der eigenen Person zu erzeugen. Dies scheint aufgrund der Stigmatisierung von Erwerbsarbeitslosigkeit eine generelle Notwendigkeit zu sein: „In diesem Sinne müsse sich die Arbeitslosen ihre Welt erst zurechtdefinieren, um ein stimmiges Bild entwickeln zu können.“ (Moser 1993: 143)

Ihre Erfahrungen mit der Erwerbsarbeitslosigkeit und der damit einhergehenden materiellen Deprivation erzählt sie als eine Geschichte von Solidarität und dem gekonnten Verwalten von Mangel:

„(...) Interviewer: Du hast gerade auch erzählt, dass du jetzt, sage ich mal, mehr Freizeit hast. Ich sage mal so, wie gestaltet sich so deine Woche?

Heike: Meine Woche gestaltet sich schon nach ein-, die hat eine Struktur. Und zwar, ich stehe so gegen 7.30 Uhr auf, nach meinem Biorhythmus (.) und eine Stunde später sitze ich am PC und such mal so zwei, drei Stunden Arbeit. Zumeist findet sich nix, weil es ist immer das gleiche drin. (.) Oder Arbeiten Teilzeitjobs von denen man nicht leben kann und ja, Jobs die nicht Qualifikation entsprechen und so weiter. (.) Danach so ab Mittag so ungefähr nehme ich mir jetzt sehr wohl Zeit für Bekannte, Freunde und und/ also ich habe ein gutes Netz. (.) Im Gegensatz zu früher.

Interviewer: Weil du jetzt einfach auch mehr Zeit hast?

Heike: Ich habe mehr Zeit, kann mich mehr austauschen. Und es ist ja allgemein so eine Wirtschaftslage, dass die meisten (.) die meisten die ich kenne sich gegenseitig helfen und und (.) das hilft auch im finanziellen Sinne sehr viel. Nicht das sie jetzt Geld haben, aber wir tauschen dann eben Leistungen aus.

Interviewer: Und was tauscht ihr da beispielsweise oder wie gestaltet sich das, eure gegenseitige Hilfe?

Heike: Die gegenseitige Hilfe gestaltet sich zum Beispiel, dass ich einer anderen alleinerziehenden Mutter, die die Tochter studieren lässt und kaum Geld hat und an sich selbst spart (.) von mir Kleidung übernimmt und mir dafür die Haare macht. Die hat im Theater gearbeitet, also früher am Theater gearbeitet und die macht mir dann die Haare zum Beispiel. “ (Interview mit Heike, Absatz 25 - 30)

Im Gegensatz zu dem in der Marienthal-Studie postulierten Verlust von (Zeit-)Struktur erzählt Heike ihren Alltag als strukturiert. Nach dem Aufwachen steht die tägliche, wenn gleich erfolglose Arbeitssuche an. Anschließend nutzt sie den Tag ihre sozialen Kontakte zu pflegen. Sie nutzt also das Potenzial der freien Zeit (Moser 1999/2000: 73) und arbeitet aktiv gegen die vielfach konstatierte Einschränkung des sozialen Umfeldes (Moser 1993: 136). Das Pflegen ihres Netzwerkes ermöglicht ihr trotz der fortschreitenden materiellen Einschränkungen weiter das Aufrechterhalten eines Selbstbildes. Wie auch Peter in Bezug auf mögliche Auswirkungen durch den Wegfall von Einkommen, beschreibt sich Heike als handlungsfähig und in der Lage, ihre Situation zu meistern. In einer Studie, die sich mit dem Knappheitsmanagement von Erwerbsarbeitslosen in Deutschland auseinandersetzt, kommt Ronald Lutz in Bezug auf die Agentivität zu folgendem Fazit:

„Die beschriebene Handlungsfähigkeit muss deshalb stark relativiert werden: Die Betroffenen haben zwar funktionierende Bewältigungsmuster gefunden, doch ‚funktionieren‘ sie nur im Moment, sind auf

Gegenwartsbewältigung angelegt und nicht auf aktive Gestaltung der Zukunft.“ (2000: 138)<sup>73</sup>

Der Perspektive des Autors muss ich entschieden widersprechen. In einer Situation, die durch materiellen Mangel gekennzeichnet ist und durch Maßnahmen des AMS sowie potenziell im Raum stehenden Sanktionen bei angeblichem Fehlverhalten, die notwendige Kraft und Kreativität aufzubringen, um mit den gegebenen Mitteln das Beste aus dieser zu machen, ist für mich deutliches Zeichen einer ausgeprägten Handlungsfähigkeit. Wie Heike Wege zu finden, auch den Anforderungen an das äußere Erscheinungsbild zu genügen, lässt sich schließlich eben doch auch als aktive Gestaltung deuten.

Gänzlich anders liegt der Fall bei Jürgen. Nach einer zwar von Brüchen geprägten und an Neujustierungen nicht gerade armen beruflichen Laufbahn hatte er sich bereits in Frankreich zur Ruhe gesetzt. Der aus den Fugen geratene Finanzkapitalismus zwang ihn jedoch zu einer vorzeitigen Rückkehr.

„Und (.) da habe ich gesagt, so und jetzt gehen wir nach Frankreich. Genug verdient habe ich, geh nach Frankreich. Und war dann in Frankreich und habe von Frankreich aus noch ein bisschen meine Kunden in Holland betreut, habe nur mehr in Holland Leute gehabt und (.)/ aber war eigentlich nicht mehr so/ also Fulltime-Arbeit war das nicht mehr, ja. Und dann habe ich schon überlegt, eigentlich habe ich genug verdient, ich brauche eh nichts und wenn ich dann mein Pensionsalter habe, komme ich zurück nach Österreich und gehe in Pension und brauche mir keine Sorgen machen, weil ich habe ja auf der Bank genug viel. Leider Gottes war das ein Trugschluss, (.) weil mir eben wie gesagt, ein Banker, ein Investmentbanker in der Schweiz und noch so ein Ganove in Österreich (.) praktisch alles abgenommen haben, was ich gehabt habe. Und ich bin wieder bei null gestanden. Dann habe ich gesagt, na gut, dann wird alles aufgelöst in Frankreich, alles verkauft was man hat und wir kommen wieder zurück nach Österreich. Und (räuspern) (.) in Österreich dann angekommen habe ich mir gesagt, wie bin ich denn eigentlich krankenversichert, wie schaut das eigentlich aus? Ich habe zwar so eine Sozialversicherungskarte/ die war noch aus Karton (ich schmunzle hörbar), so jetzt war die/ wo muss ich denn jetzt hingehen? Dann habe ich mal angerufen bei der Krankenkasse/ da war ich eh schon ein paar Monate da. Und (.) die haben dann gesagt, na ja, sie sind nicht versichert. Sie müssten dann bei ihrer Frau mitversichert sein und meine Frau war da schon in Pension. Na ja/ aha, ich bin bei meiner Frau mitversichert, das gefällt mir aber gar nicht. Ich habe doch da eingezahlt, das gibt es doch nicht. Ich habe da (.) fast (unverständlich)/ 35 Jahre Sozialversicherungsbeiträge gezahlt, Pensionsversicherung gezahlt, Arbeitslosenversicherung/ alles das eingezahlt, wie jeder andere Beschäftigte. Und das kann ja nicht sein, dass ich keinen Anspruch auf irgendwas habe. Und da hat mir die bei der Krankenkasse gesagt, na ja, (.) gehen sie doch aufs Arbeitsamt, da

---

<sup>73</sup> Schließlich gipfelt der Autor in der Behauptung, die Betroffenen fielen einem „Realitätsverlust“ anheim: „Die Befragten konstruieren sich eine fiktive Realität, in der ihnen ihre Hoffnung erhalten bleibt.“ (Lutz 2000: 138)

melden sie sich auf dem Arbeitsamt. Sind sie besch-/ bei welcher Firma arbeiten sie? Sage ich, bei gar keiner, ich bin jetzt nirgends beschäftigt. Ja da müssen sie aufs Arbeitsamt, da müssen sie sich arbeitslos melden, dann sind sie wieder versichert. (.) Na gut, dann bin ich aufs Arbeitsamt gegangen. ich habe mir gedacht/ nicht, weil ich ein Geld von denen wollte, sondern weil ich mir gedacht habe, ich schaue mir mal an, wie geht das eigentlich? wie funktioniert das? wie geht es jemandem, der arbeitslos ist, was macht der? Das war ja (unverständlich) Interesse dann.

Christian: Wie alt warst du da?

Jürgen: Ja das war als ich zurückgekommen bin/ wir sind aus Frankreich zurück gekommen im November 2013. (.) Das war dann im Sommer/ im Frühjahr/ im Sommer 2014. Und dann bin ich aufs Arbeitsamt (unverständlich)gasse. Da habe ich mich erkundigt wo man hingehet und ob kann ich vielleicht schon in Pension gehen oder gibt es da irgendwas? Und dann habe ich da meine Überraschung erlebt, wie mir meine zuständige Betreuerin gesagt hat, ja tut mir leid, sie sind durch den Rost gefallen. Das hat sie wortwörtlich gesagt. Weil sie haben die letzten zehn Jahre nicht in Österreich gearbeitet und sie haben in Österreich nicht einbezahlt. Faktisch ist alles, was sie vorher bezahlt haben, das ist faktisch wirkungslos. Sie haben keinen Anspruch. Sie haben keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld, sie haben keinen Anspruch auf Notstandshilfe. Sie können ansuchen für die bedarfsorientierte Mindestsicherung. (.) Und wie bin ich krankenversichert? Na krankenversichert sind sie auch nicht, und unfallversichert sind sie auch nicht. Wo bin ich dann versichert? Na sie müssen wieder schauen, das sie bei ihrer Frau mitversichert sind. (.) Da habe ich mir gedacht, was soll ich machen, wenn das so ist, dann ist das eben so. “ (Interview mit Jürgen, Absatz 13 - 15)

Sich erwerbsarbeitslos zu melden war für Jürgen eine Notwendigkeit. Seinen Plan das Erwerbsleben sachte in Frankreich ausklingen zu lassen, wurde ihm durch dubiose Geschäfte von Investmentbankern zunichte gemacht und er sah sich gezwungen, wieder nach Österreich zu migrieren. Schließlich stellte sich für ihn die Frage nach seinem Versicherungsstatus und in der Folge stand die Meldung beim Arbeitsamt an, die mit einer bösen Überraschung verbunden war: aufgrund seiner Abwesenheit war er nicht anspruchsberechtigt und somit bestand für ihn nur die Möglichkeit sich über seine Frau mitzuversichern. Im Zusammenspiel mit dieser Erfahrung und dem Interesse an der Funktionsweise des Status „erwerbsarbeitslos“ – und nicht aus monetärem Interesse – begann Jürgen sich mit dem Wie des Ganzen auseinander zu setzen.

## **6.2. ERFAHRUNGEN IN DER ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT**

Dieses Wie steht im folgenden Abschnitt im Fokus. Ich frage danach, wie die Protagonist\_innen ihre Erfahrungen in der Erwerbsarbeitslosigkeit sprachlich darstellen. Diese waren neben dem Selbsthilfeaspekt ein wesentlicher Grund sich im Verein politisch zu betätigen. Ich beginne mit einem Auszug meiner Feldnotizen in einem frühen Stadium meiner Forschung.

„Heike kommt dann zum Stammtisch und wird mit den Worten „Da kommt unsere Quotenfrau“ begrüßt. Heike setzt sich neben mich. Sie schaut auf meine Kladde und sagt dann, dass sie mir etwas erzählen muss, was ich mir gleich aufschreiben solle. Sie erzählt mir von einem Termin bei it works, einer privaten Arbeitsvermittlung. Bei diesem habe ihr ihre Betreuerin erzählt, dass es wohl einen immer weiteren Anstieg der Teilzeitarbeit kommen werde und dadurch auch der Anteil an Menschen steigen wird, die ähnlich wie in Deutschland aufstocken müssten. Ich zögere zunächst mir das zu notieren, Heike fragt noch mal mit Nachdruck, ob ich mir das nicht aufschreiben will. Ich mache mir schließlich Notizen. Ich frage sie danach, wie sie zu dieser Arbeitsvermittlung gekommen ist. Sie sagt, dass sie da zwangsweise über das AMS hingekommen sei, wenn man beim AMS als nicht mehr vermittelbar gelte, werde man dorthin abgeschoben. Sie sagt dann, dass diese ja auch unter einem Erfolgsdruck stehen würden, denn sie würden Geld auch nur pro erfolgreicher Vermittlung bekommen. Sie erzählt von einem Termin bei der Agentur, bei dem sie mitbekommen hätte, wie die Vermittlerin einer jungen Migrantin mit Kopftuch einen Job als Küchenhilfe mit Nachdruck angeboten habe. Diese habe daraufhin gesagt, dass sie ein kleines Kind zu Hause habe, woraufhin die Vermittlerin ihr entgegnet habe, dass sie das Kind ja nur täglich drei Stunden allein lassen müsste, da sie nicht den ganzen Tag arbeiten würde.“ (Feldnotizen 21 05 2015, Absatz 5)

Diese Szene ist mehrfach bemerkenswert: zunächst wird Heike als Quotenfrau begrüßt. Dies zeigt einerseits, dass Stammtische nach wie vor eine Männer-Domäne sind und gleichzeitig nehmen die Teilnehmer in dieser Bezeichnung die berechtigten Forderungen nach Quotierungen im Berufsleben ironisierend auf. Weiterhin versucht Heike mich zu instrumentalisieren, eine aus ihrer Perspektive wichtige Information zu notieren – dagegen wehre ich mich zunächst. Schließlich komme ich ihrer Aufforderung jedoch nach um die Situation zu lösen und das Verhältnis zu ihr nicht zu stören. Die Situation mutet zudem etwas konspirativ an: als Forscher werde ich von einer Informantin mit Einsichten versorgt, die das Gebaren privater Jobvermittlungen beleuchten und eine drohende Entwicklung vorausahnen lassen. Dominic Boyer (2006) hat auf die Funktion von Stammtischen hingewiesen konspiratives Wissen zu verbreiten. Sprachlich verbindet Heike hier Erfahrungen aus erster und zweiter Hand. Sie wurde vom AMS zu dieser Vermittlung abgeschoben. Die Wortwahl verdeutlicht den Zwangscharakter dieser Maßnahme. Schließlich berichtet sie vom Verhalten gegenüber einer jungen Mutter, der klar gemacht wurde, dass im Hinblick auf die Vermittlung einer Arbeitsstelle essentielle Fragen wie die der Kinderbetreuung deutlich weniger priorisiert sind. Da sie diese Geschichte aus zweiter Hand erzählt bekommt diese den Charakter eines Beispiels und bekommt so die Funktion die Verallgemeinerbarkeit Heikes Erzählung von Zwang und menschenverachtendem Verhalten zu belegen.

Maßnahmen – wie SÖB; sozialökonomische Beschäftigungen – als Zwang darzustellen zieht sich immer wieder durch mein Material, hier am Beispiel eines Stammtisches, zu dem ein Vertreter einer Partei anwesend war:

„Peter hat einen Text dabei und spricht dann die in diesem Text positiv dargestellten SÖBs an, woraufhin er dieser kritisiert und den Zwang als menschenunwürdig bezeichnet. Sebastian fragt da noch genauer nach, in dem Moment berichtet Heike von eigenen Erfahrungen mit SÖBs und schildert auch ihre beruflichen Qualifikationen und sagt, dass man bei denen eher einen bore out als einen burn out bekommen würde. Erich erhebt zwischendurch sein Glas und spricht den üblichen Toast: „Ein Wort zum Trost: Prost!“. SR sagt dann, dass das AMS die SÖBs auch missbrauchen würde, weil die ja für Leute wie Heike überhaupt nicht vorgesehen sind.“ (Feldnotizen 11 Juni 2015, Absatz 1)

Hier geschehen sprachlich jedoch noch weitere interessante Dinge: Heike verweist auf ihre Qualifikationen und betreibt damit eine Differenzierung gegenüber erwerbsarbeitslosen Menschen, die über weniger oder keine Qualifikationen verfügen. Mit Pierre Bourdieu (2015) gelesen handelt es sich hier um einen sprachlichen Akt, der gesellschaftliche Positionen verhandelt. In diesem bedient sie sich eines Mittels, das auch Johannes Moser (1993: 142) beschrieben hat: die ‚richtigen‘ Arbeitslosen, das sind die anderen, und für diese sind sozialökonomische Beschäftigungen gedacht.

Der folgende Auszug aus meinen Feldnotizen ist ein wunderbares Beispiel für die Dynamiken, die bei einer sozialen Situation wie einem Stammtisch entstehen können. Sie beginnt mit einer Geschichte Heikes in der sie nicht ohne Stolz erzählt, wie sie eine SÖB vermeiden konnte. Am Beginn der Sequenz versuche ich durch meinen Einwurf, der die körperliche Belastung bei pflegenden Tätigkeiten anspricht, ein weiteres Thema zu etablieren. Heike reagiert darauf, in dem sie meinem Beitrag mit einem kurzen Verweis die Ratifikation (Keppler 1994: 67) verwehrt und mit ihrer Geschichte fortfährt. Dabei verhandelt sie ebenfalls auch Geschlechterrollen, in dem sie daraufhin weist, dass sie als Frau durchaus in der Lage ist körperlich anstrengende Arbeiten auszuführen.

„Heike erzählt dann, dass sie bei der SÖB nicht genommen wurde. Sie erzählt uns die Geschichte. Sie war bei ihrem Vermittler, dieser habe in den letzten Monaten enorm zugelegt und sei mittlerweile breit wie hoch. Er ist sie scharf angegangen, weil sie ihn mehrfach darauf hingewiesen hat, dass sie z.B. so Sachen wie Heimhilfe nicht machen könne, weil sie ja gesundheitlich nicht mehr für die Pflege in Betracht komme. Ich meine zwischendurch, dass ja auch bei der Heimhilfe ein gewisser Pflegeanteil dabei ist und das ja auch eine körperlich belastende Tätigkeit sei woraufhin sie erzählt, dass sie damals eine sehr schwere Frau gepflegt habe und dies besser geschafft habe als ein männlicher Pfleger. Dann berichtet sie wieder von der SÖB. Sie wurde zum Sozialmarkt geschickt und hat sich dafür richtig fein gemacht, ein Business-Kostüm angezogen und einen kleinen Business-Koffer mitgenommen hat, in dem sie Broschüren über Pflege und ähnliches gefüllt hatte.



Sie erzählt dann, dass sie dem Betreiber des Sozialmarktes unter anderem erzählt habe, dass sie auch einen schwachen Magen habe und deswegen Schwierigkeiten hätte, Tätigkeiten wie Wurst schlichten auszuführen. Am Ende des Gespräches hätte der Leiter zu ihr gesagt, dass er ihr aktuell nichts anbieten könne, sie solle doch im Herbst noch mal wiederkommen. Sie meint dann, dass das evtl. eine Möglichkeit wäre, weil sie dann ein Zubrot zu ihren Heizkosten verdienen kann. Anschließend sei sie auf die Mariahilfer Straße gefahren und hätte sich bei Desigual im Sale-Bereich als Belohnung ein neues Kostüm gegönnt. Die SÖB-Geschichte habe sie dann auch in einer Supervision mit ihrer Therapeutin besprochen und beide hätten herzlich darüber gelacht. Sie hat aber Post bekommen vom AMS bekommen. In dem Schreiben, dessen Tonfall sie als sehr unfreundlich bezeichnet, wird sie aufgefordert im September zu einem Termin zu kommen, bei dem es um die Klärung ihrer weiteren Betreuung gehen soll. Peter fragt nach Heikes Erzählung Erich, wie es bei ihm jetzt weiter gehe. Erich erzählt dann, dass er zu einem Kurs müsse, der sich aber mit einer bereits genehmigten Kur überschneide. Peter fragt dann weiter nach, wie es mit seinem Gesundheitszustand aussehe, Erich holt dann einige Unterlagen heraus, die Peter studiert. Anschließend empfiehlt er ihm einige davon mitzunehmen. Er sagt auch, dass es bei dieser Sache zwei Methoden gebe, damit umzugehen. Die erste sei, sich mit dem AMS einzusetzen und denen die Sinnlosigkeit der Maßnahme erklären. Die zweite, einfachere Lösung sei es, dort hinzugehen und am zweiten Tag in den Krankenstand zu gehen, der ja für die Dauer der Kur sowieso gelte. Georg erzählt dann auch eine Geschichte, wie er einmal aus einer Maßnahme herausgekommen sei. Bei dieser hätte er putzen müssen und habe dies so gründlich gemacht, zum Beispiel bei einem Fenster die Rillen mit einem Wattebausch und Zahnstocher gereinigt, dass der Verantwortliche ihm bereits am zweiten Tag gesagt habe, er solle doch bitte endlich gehen. Woraufhin Georg ihm noch einen Zettel zur Unterschrift vorgelegt habe, dass er vom Chef nach Hause geschickt wurde und nicht von sich aus gegangen sei. Heike, Georg und ich unterhalten uns danach ein wenig. Heike meint, ob wir nicht eine psychische Störung wüssten, die sie überzeugend spielen könne, um von Maßnahmen befreit zu werden. Georg sagt zu ihr, dass sie ja auffällig werden kann und vor den Kleiderbauer brunzen könne. Ich stimme ihm zu und meine, dass zwanghaftes Urinieren in der Öffentlichkeit sicher eine super Diagnose sei. “ (Feldnotizen 16 Juli 2015, Absatz 3 - 6)

Heike erzählt zunächst eine David-gegen-Goliath-Geschichte: sie schafft es erfolgreich und auf kreative Art und Weise Widerstand gegen eine für sie vorgesehene Maßnahme auszuüben. Mittel zum Zweck ist das Tragen eines für einen Sozialmarkt unpassenden Outfits und das Vortäuschen körperlicher Befindlichkeiten die die für sie angedachte Tätigkeit zu verkomplizieren drohten. Ihre Geschichte wiederum ist der Trigger, der Peter dazu veranlasst nach Erichs Situation zu fragen. Diesem werden dann Handlungsoptionen für den Umgang mit der sinnlosen Zuweisung zu einer Maßnahme, die mit einer Kur zusammenfällt aufgezeigt – wobei klar ist, welche der beiden Optionen Peter für angebracht hält. Georg greift dann den Faden auf und präsentiert neben den bisher erzählten Vermeidungstaktiken kreativer Widerständigkeit und Ausnutzen rechtlicher Möglichkeiten eine Option aus einer bereits begonnenen Maßnahme heraus zu kommen: Sabotage. Gleichwohl lässt er sich noch die für das Amt

benötigte Unterschrift geben, die bestätigt, dass er nicht die Schuld trägt und somit Sanktionen nicht als Damoklesschwert über ihm hängen. Nachdem die Geschichten in der Runde bereits für Erheiterung gesorgt hatten, ersonnen wir schließlich gemeinsam eine – nicht ganz so ernst gemeinte – Taktik um weitere, kollektiv als nutzlos betrachtete Maßnahmen zu vermeiden. Wie in der historischen Vorlage von David und Goliath sind die Protagonist\_innen auf ihre Kreativität und Widerständigkeit angewiesen, um sich gegen machtvollere Akteur\_innen durchzusetzen. Sie bedienen sich eines kulturell fest etablierten Motives, dem Silke Meyer (2014: 171) die mühelose Adaptionfähigkeit für die eigenen Biographien bescheinigt und als Erzählung Ausweis der Selbstermächtigung ist.

Bernd Jürgen Warneken (2006) hat Kreativität und Widerständigkeit als Leitmotive in der Darstellung populärer Kulturen bezeichnet. Diesen ist gemein, dass sie auf den Topoi Klein gegen Groß und machtlos gegen machtvoll basieren und vielfach – auch durch die Volkskunde und den nachfolgenden Disziplinen – popularisiert wurden<sup>74</sup> und gängige Narrative anbieten. In einem Geflecht von Strategien potenterer Akteur\_innen sind sie darauf angewiesen Taktiken zu erfinden, die sie handlungsfähig erhalten; Michel de Certeau (1988) bezeichnete dies zu Recht als eine Kunst. Widerständig ist jedoch nicht nur das in den Erzählungen präsentierte Verhalten.

Ich deute auch das Erzählen dieser Geschichte selbst als einen widerständigen Akt. Die Akteur\_innen setzen sich in ihnen mit einem Subjektivierungsregime auseinander und weigern sich durch das Erzählen sich diesem zu unterwerfen. Sie stellen sich als handlungsfähige Subjekte dar, die sich der Gängelungen durch das System durch Cleverness erwehren können. Innerhalb dieser Szene gelingt es allen Beteiligten ein gelungenes Gespräch zu organisieren. Sie schafften es ihre Geschichten an die der jeweils anderen anknüpfungsfähig zu halten und neue Aspekte in das Gespräch einzubringen (Keppler 1994: 68f.).

Sozialökonomische Beschäftigungen sind beim Stammtisch ein stetig wiederkehrendes Thema. In der folgenden Szene besprachen wir Beiträge für die neue Ausgabe der Vereinszeitschrift. Peter und Charly verhandeln zunächst die Bedeutungen, die ein Vertrag für die Teilnahme an einer SÖB enthält.

„Charly sagt, er könnte sich vorstellen etwas zu SÖBs zu schreiben, weiß aber nicht genau was. Georg meint dann, er solle doch zur Jobmesse Ende September

---

<sup>74</sup> Ich trage dazu bei.

gehen und da einfach mit ein paar Leuten reden, das würde schon einen schönen Beitrag ergeben. Peter schlägt dann vor, einen konkreten Vertrag über eine SÖB mit in den Anstoß aufzunehmen. Es entwickelt sich eine kleine Diskussion zwischen ihm und Charly, was denn in so einem Vertrag drinstünde, woraufhin Charly an seine Tasche geht und seinen Vertrag rausholt. Ich schaue mir den dann an und lese mir das durch und äußere mein Unverständnis über das, was da drinsteht, weil ich die Formulierungen in dem Vertrag als entmündigend empfinde. Charly erzählt dann anschließend von Erfahrungen, die er mit verschiedenen SÖBs gemacht hat.“ (Feldnotizen 24.09.2015, Absatz 1)

Im Anschluss komme ich zu einer ethisch-moralischen Bewertung dieses Vertragswerks. Implizit bringe ich in dieser Situation mein Menschenbild zum Ausdruck: Menschen sind vernunftbegabte Wesen, die in der Lage sind Entscheidungen zu treffen. Dieser Vertrag spricht in meiner Sicht den Betroffenen diese Fähigkeiten ab und sie werden in ihm als unmündig dargestellt.

Sprachliche Aushandlungsprozesse über Bedeutungen von Schriftstücken und Begriffen bildeten ebenfalls einen Teil des Wie mit den Erfahrungen während einer Erwerbsarbeitslosigkeit umgegangen wurde. Sie sind eine Möglichkeit sich einem Grundproblem der Vergesellschaftung zu stellen:

„In jeder Gesellschaft stellt sich das elementare Problem, wie Ereignisse, Sachverhalte, Wissensinhalte und Erfahrungen in intersubjektiv verbindlicher Weise unter verschiedenen Sinnkriterien thematisiert, vermittelt, bewältigt und tradiert werden können.“ (Keppler 1994: 18)

Als Selbsthilfeorganisation ist die Perspektive durchweg kritisch und auf Widersprüche, Unklarheiten und Irritationen gerichtet, wie folgende Passage verdeutlicht:

„Schließlich kommt Erich dazu und drückt Peter direkt ein Dokument in die Hand, welches dieser auch sofort in Augenschein nimmt. Ich verstehe zunächst nicht, um was für ein Dokument es sich hier handelt. Peter weist auf einige Widersprüche hin, die er in diesem sieht. Nachdem er fertig ist, frage ich Erich ob ich mir das auch ansehen darf, was er mir auch erlaubt. Bei dem Dokument handelt es sich um einen von einer Arbeitsmedizinerin im Auftrag des AMS erstellten Befund seiner Arbeitsfähigkeit. Auch ich finde einige der in diesem Gutachten verwendeten Formulierungen verwirrend oder sich widersprechend. In dem Dokument werden auch einige Rehabilitierungsmaßnahmen empfohlen, die Erichs Arbeitsfähigkeit verbessern würden. Unter anderem steht dort als empfohlene Maßnahme Nikotinkarenz. Ich frage in die Runde, ob ich auch die Bedeutung des Wortes Karenz mit einer zeitweiligen Unterbrechung einer Tätigkeit richtig wisse, was mir der Finanz-Georg bestätigt. Ich äußere meine Verwunderung über den Ausdruck und was das auf Erich bezogen denn bedeuten solle. Der Finanz-Georg meint dann, dass Erich ja sowieso schon immer wieder Pausen vom Rauchen mache, wenn er sich nicht direkt eine neue Zigarette ansteckt. Das sollte ja als Nikotinkarenz ausreichen. Wir lachen darüber. Am stärksten irritiert mich an diesem Gutachten aber der letzte Satz, der die weiteren Aussichten ungefähr so zusammenfasst: „Aus arbeitsmedizinischer Sicht sind Krankenstände von mehr als sieben Wochen im Jahr mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit derzeit nicht vorhersehbar.“

Wir amüsieren uns dann in der Runde noch über diesen für mich und auch die anderen offenbar vollkommen sinnlosen Satz“ (Feldnotizen 01 Oktober 2015, Absatz 1)

In unseren Gesprächszügen entwickeln wir eine Deutung für den Ausdruck Nikotin-Karenz. Diese zieht den Vorschlag jedoch direkt ins Lächerliche, schließlich belustigen wir uns auch an der Einschätzung über die weiteren Aussichten Erichs Arbeitsfähigkeit. Hier funktioniert der Witz als ein Ventil um eine kritische persönliche Lage zumindest temporär erträglich zu machen. Durch unsere kollektive Verächtlichmachung dieses ja offiziellen Dokuments stellen wir sprachlich auch Solidarität mit Erich her. Hier wird die soziale Funktion von Humor und Witz sichtbar. Bernd Jürgen Warneken zufolge kann dieser nämlich „parodistisch auf die Sinnlosigkeit eines Denkstils“ (Warneken: 1978 27) anspielen.

Die vielfältigen Erfahrungen der Protagonist\_innen zeigen, welchen Zumutungen erwerbsarbeitslose Menschen ausgesetzt sind. Sie zeigen aber auch, wie kreativ diesen begegnet wird und aus der Perspektive der Betroffenen sinnlose Maßnahmen vermieden werden können. Da jedoch auch immer Sanktionen im Raum stehen bilden sie auch den – neben der Aussicht auf Hilfe und Solidarität durch die anderen Vereinsmitglieder\_innen – Treibstoff politisch aktiv zu werden, wie an in Erzählung Jürgens deutlich wird. In dieser Passage aus dem Interview behandelten wir seine Teilnahme an einer Maßnahme des AMS, er konnte jedoch an einem Tag nicht pünktlich zu dieser erscheinen, weil er einen Termin bei einer anderen Behörde hatte:

„Dann sitzt man endlich bei dem Beamten dort und das Gespräch hat eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten gedauert. Und dann habe ich gesagt, ich brauche bitte eine Zeitbestätigung. Wie peinlich das schon ist, das man sich sowas noch geben lassen muss. Sie waren wirklich da. dann sagt der, na gut. Sag ich, ich bin um vierzehn Uhr gekommen, jetzt haben wir fünfzehn Uhr irgendwas. Sagt er, na die Zeit kann ich ihnen nicht aufschreiben. Ich kann ihnen nur die Zeit aufschreiben, die sie bei mir gesessen sind. [...] Also das ist faktisch bei mir um eine halbe Stunde gegangen. Da habe ich gesagt, das meinen sie jetzt aber nicht ernst? Na ja, ich kann ihnen nur gleich sagen, ich gebe das weiter in die Kursleitung und die muss dann entscheiden. Sag ich, na dann geben sie das weiter in die Kursleitung, zum Coach habe ich das gesagt, zum Trainer. (.) Zwei Tage später bekomme ich ein Schreiben vom AMS (.) sie müssen mir einen ganzen Tag abziehen, weil ich unentschuldig der Kursmaßnahme ferngeblieben bin. Da habe ich mir gedacht, jetzt spielt es Granada. Auf das habe ich nur gewartet. Auf das habe ich nur gewartet.“ (Interview mit Jürgen, Absatz 17-19)

### **6.3. ERWERBSARBEITSLOSIGKEIT, KOLLABORATIONEN UND HALTUNG**

Die Erfahrungen in der Erwerbsarbeitslosigkeit führen zu Haltungen und Erwartungen an andere Teilnehmer\_innen im politischen Diskurs und prägen so die Zusammenarbeit

mit diesen. Diese Haltungen und Schilderungen, wie diese die Kollaboration prägen oder verunmöglichen, stehen nun im Vordergrund.

In der Vereinsarbeit wurde immer wieder eine Verbindung der Themen Erwerbsarbeitslosigkeit und Menschenrechte gezogen. Warum dies getan wurde, war mir am Beginn meiner Forschung nicht klar. Die Menschenrechte, oder genauer: die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und die damit einhergehenden Pflichten der Staaten den Bürger\_innen gegenüber wurden nach Peters Rückkehr<sup>75</sup> zum Stammtisch als vitalisierendes Element eingebracht, da dieser seiner Beschreibung nach zu diesem Zeitpunkt thematisch etwas eingeschlafen war. Der Stellenwert dieser Verbindung ist für die politische Tätigkeit des Vereins elementar wie bei meinem zweiten Besuch beim Stammtisch deutlich wurde:

„Als ich zum Stammtisch komme sitzen bereits Peter, Jürgen und die beiden Georgs im hinteren Bereich des Gasthauses. Peter, Jürgen und der Finanz-Georg (älter, etwas dicker, sitzt mit der Jacke da), trinken Kaffee, der andere hat einen Spritzer vor sich stehen. Ich begrüße die Runde mit den Worten, ich hätte ja angedroht wiederzukommen, woraufhin mir Peter entgegnet „Wir sind Drohungen gewohnt“, woraufhin alle lachen. Ich setze mich zur Runde dazu und bestelle mir ein Bier. Das Gespräch dreht sich gerade um TTIP, dann erzählt Peter aber, dass er am 02. Juni einen Termin bei der Volksanwaltschaft zusammen mit anderen Initiativen habe, hier ginge es um mögliche Zusammenarbeit der Arbeitslosen-Initiativen mit dem AMS. Peter sagt, dass er dem ablehnend gegenübersteht, solange die Volksanwaltschaft das Thema Arbeitslosigkeit und Menschenrechte nicht endlich angehe. Ich mache meine ersten Notizen, woraufhin Jürgen sagt ‚da, er hat schon den Bleistift gezückt‘. Ich frage daraufhin, ob es in Ordnung ist, wenn ich mir Notizen nehme [ich wollte eigentlich direkt am Beginn fragen, allerdings waren alle im Gespräch, das ich nicht mit dieser Frage unterbrechen wollte]. Auf meine Frage sagt Jürgen, dass die Leute im Verein ja keine Freimaurer seien, Peter ergänzt um „Wir haben eh nichts zu verbergen“.“ (Feldnotizen 21 05 2015, Absatz 2)

Neben der durch Witz mit einem Hang Fatalismus und dem Verweis auf eine populäre Verschwörungstheorie stattfindenden Aushandlung meiner Forscherrolle findet hier sprachlich eine Grenzziehung statt: Peter zieht eine rote Linie, deren Nichtbeachtung die weitere Zusammenarbeit mit der Volksanwaltschaft, die hier als zwischen Nichtregierungsorganisationen und dem AMS vermittelnde Instanz präsentiert wird, bedroht. Durch die Verwendung des Wortes *endlich* impliziert er, dass dieses Thema schon seit längerem auf dem Tisch liegt und ein Streitpunkt in bisherigen Kontakten und Versuchen der Zusammenarbeit war. Einige Wochen später greife ich den Termin bei der Volksanwaltschaft beim Stammtisch wieder auf:

---

<sup>75</sup> Dietmar verließ den Stammtisch für einige Zeit. Im Interview gab er als Grund an, dass sich dieser mehr und mehr zu einem unproduktiven Kaffeekränzchen entwickelt hatte. Durch die weiter bestehende Freundschaft mit Erich kam er schließlich wieder zum Verein.

„Dann frage ich Peter noch mal genauer nach dem Besuch bei der Volksanwaltschaft und er erzählt mir, wie er mit dem Volksanwalt und einem Herrn Buchinger und Vertretern anderer Arbeitslosen-Initiativen zusammen saß und der Buchinger ihm vorgeworfen hätte, ideologisch zu argumentieren, woraufhin Peter ihn gefragt hätte, ob für ihn denn die Menschenrechte Ideologie seien. Das kommentiert er dann mit „hat der sich zugeschickt mit Uhudler, oder was?““ (Feldnotizen 11 Juni 2015, Absatz 1)<sup>76</sup>

Nach Peters Bericht wurde die rote Linie bei dem Termin überschritten. Damit werden die Forderungen der Menschenrechte sprachlich von ihm noch einmal als ein Punkt markiert hinter den er und auch – da er das Amt des Obmannes bekleidet – der Verein nicht zurück gehen können. Folgerichtig fanden auch keine weiteren Gespräche bezüglich möglicher Kooperationen mehr statt. Die Begründung dafür folgte schließlich im Interview mit ihm:

„Weil einige der Implikationen aus den Menschenrechtskonventionen ja darauf hindeuten, dass das, was sich in Österreich, nicht nur in Österreich, auf dem Bereich abspielt, ein Widerspruch ist zu diesen Konventionen. Und das will/ das wollen Berufspolitiker und Berufsfunktionäre nicht hören. [...] Also wenn ich mich an das letzte Gespräch bei der Volksanwaltschaft erinnere, da waren ein Ministerialrat aus dem Sozialministerium dabei, der Volksanwalt, die zwei AMS-Chefs und so/ das ist wie das Hornberger Schießen. Und ich gehe da auch nicht mehr hin, das ist schade um die Zeit.“ (Interview mit Peter, Absatz 44)

Peter deutet hier an, dass seine Auslegung der entsprechenden Artikel der Menschenrechtskonventionen<sup>77</sup> im Widerspruch zur österreichischen Sozialgesetzgebung stünde, er zieht an anderer Stelle auch einen historischen Vergleich:

„Und bei einigen Treffen und einigen Diskussionsrunden (.) waren die Leute nicht so, vom AMS zum Beispiel oder auch Politiker, wenn ich darauf hingewiesen habe, das Teile des Arbeitslosenversicherungsgesetzes fast die gleichen Passagen haben wie die Arbeiter-Statuten von Edward dem Dritten aus 1349.“ (Interview mit Peter, Absatz 38)

Peter verpackt hier narrativ einen Prozess, der von Stefan Beck<sup>78</sup> als Mobilisierung von Erfahrung beschrieben wurde. Im Engagement innerhalb eines Betroffenen-Kontextes eignen sich die Aktivist\_innen Expertise an. Diese werden in Aushandlungsprozessen als „Ansprüche auf Teilhabe und Einflussnahme gegenüber einem neoliberalen Staat“ (Beck 2009: 234) geltend gemacht. Aus kapitalismuskritischer Perspektive sind solche

---

<sup>76</sup> In einer abgeschwächten Form zeigt sich hier auch eine Funktion des Erzählens wie sie Klaus Roth (1991: 186) für das Erzählen in sozialistischen Diktaturen Südosteuropas festhält: „demaskierende Kommentare und ‚inoffizielle‘ Interpretationen der offiziellen Realität“ sind verbalisierte Herausforderungen staatlicher Deutungshoheit.

<sup>77</sup> Ohne es zu explizieren bezieht sich Dietmar hier sicherlich auf die Artikel 22 bis 27 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, welche die wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Rechte deklarieren.

<sup>78</sup> Stefan Beck war zwar im Bereich der Science and Technology Studies und der Medizinanthropologie unterwegs, jedoch lassen sich seine äußerst fruchtbaren Einsichten auch auf dieses Feld übertragen.

Initiativen jedoch nicht unproblematisch (ebd.: 235). Im konkreten Fall meines Feldes ist dies jedoch nicht feststellbar. Vielmehr wird das erarbeitete Wissen durchaus konfrontativ im Umgang mit anderen Institutionen und deren Vertretern eingesetzt. Eine solche Szene schildert Peter eines Tages beim Stammtisch als wir wieder einmal das Thema SÖBs beredeten:

„Peter erzählt dann, dass er mit einem ähnlichen Vertrag schon mal bei einem Abteilungsleiter der Arbeiterkammer gesessen sei und mit diesem über den gesprochen habe. Er erzählt davon, dass er den Abteilungsleiter gefragt habe, ob es sich bei dem Vertrag um einen Arbeiter- oder Angestelltenvertrag handele. Dieser hätte gemutmaßt, dass es sich um einen Angestellten-Vertrag handelt. Peter stellt dann an Charlies Vertrag nach, wie er bei dem besprochenen Vertrag bis zur Regelung der Kündigungsfristen geblättert habe und schließlich zu seinem Gegenüber gemeint hätte, bei den so bemessenen Fristen kann es sich gar nicht um einen Angestellten-Vertrag handeln, dazu seien diese viel zu kurz. Er schließt seine Erzählung mit den Worten „Es kommt halt nicht so gut an, wenn man einen vermeintlichen Experten auf seine Ahnungslosigkeit hinweist.““ (Feldnotizen 01 Oktober 2015, Absatz 1)

In dieser Schilderung sind die Rollen zunächst klar verteilt: der Vertreter der Arbeiterkammer wird von Peter als Experte präsentiert – jedoch ist er dies nur vermeintlich, da er in eine Falle tappt die letztlich sogar seine Eignung für diese Position in Frage stellt und ihn diskreditiert; denn schließlich ist er in Peters Erzählung nicht in der Lage aus den Kündigungsfristen auf die Art des Vertrages zu schließen. Selbst erarbeitete Expertise wird in dieser Story als eine Waffe im Kampf gegen die Mächtigeren genutzt. Dabei ist sich Peter der Konsequenzen seines Handelns bewusst, diese nimmt er allerdings bereitwillig in Kauf.

Eine mögliche Begründung für dieses konfrontative Verhalten könnte in der Einsicht liegen, in der vermeintlich schwächeren Position zu sein. Hier gewinnt die von Peter bei vielen Gelegenheiten angebrachte und von anderen, inklusive mir, weiter getragene Geschichte über den Besuch Zygmunt Baumans in Wien sein. Im Interview fragte ich schließlich noch einmal nach dem Ursprung dieser Geschichte:

„Ach so, ja! Zygmunt Baumann in Wien, in der ÖVP-Akademie. Ja ja. Das ist eine der Geschichten, die mir gefallen hat. Weil der hat, als er gefragt wurde, wie man mit Berufspolitikern umgeht, gesagt, es gibt nur zwei Methoden. Korruption oder Erpressung. Sonst kriegt man von Berufspolitikern gar nichts. Dann bin ich nach Hause gegangen und habe mir gedacht, wir haben ja im Verein kein Geld. Und auch kein Material um irgendwen zu erpressen. Und da habe ich mir gesagt, ich mache jetzt noch ein drittes (.) ich hänge dem Zygmunt Baumann noch etwas dazu. Und habe gesagt, man kann auch hergehen und versuchen (.) den Leuten einen Gesichtsverlust zu bescheren. Es wird einem nie gelingen einer ganzen Partei einen Gesichtsverlust zu bescheren, das geht nicht. Das heißt, man muss sich eine

einzelne Person raussuchen, die vielleicht eh in der Partei schon ein bisschen auf wackeligen Beinen steht.“ (Interview mit Peter, Absatz 68)

Der Besuch Zygmunt Baumans bei der ÖVP-Akademie, der ja an sich schon als ein Paradoxon gewertet werden kann, hatte in Peters Schilderung die Funktion eines Aha-Erlebnisses. Ein angesehener, eher linker Wissenschaftler gab eine Handlungsempfehlung für den Umgang mit Berufspolitikern. Da jedoch beide von Baumann vorgeschlagenen Optionen aufgrund des Mangels an den entsprechenden Ressourcen – Bestechungsgeld oder kompromittierenden Informationen – für den Verein nicht in Frage kommen, entwickelt Peter einen weiteren Weg für das Handling im Kontakt mit Berufspolitiker\_innen: sie als unwissend zu entlarven und aufzeigen, dass sie über die zur Debatte stehenden Themen nicht über ausreichend Expertise verfügen um qualifiziert zu sein sich zu diesen zu äußern. Das Mittel zum Zweck ist die eigenständig entwickelte Expertise im relevanten Feld.

Bemerkenswert ist auch die Verwendung des Ausdrucks Berufspolitiker. Ähnlich wie die Differenzierung zwischen Arbeitslosigkeit und Erwerbsarbeitslosigkeit wird von den engagierten Mitglieder\_innen des Vereins immer wieder die Unterscheidung zwischen Politiker\_innen und Berufspolitiker\_innen gemacht. Dies dient unter anderem der performativen Aufwertung der eigenen politischen Betätigung aber auch der Markierung als Personen, die von der Lebensrealität erwerbsarbeitsloser Menschen weit entfernt sind. Realitätsferne und die fehlende Erfahrung im Umgang mit solchen Situationen gilt für viele vermeintliche Experten. Im Interview sagt Peter zu diesem Punkt:

„Peter: Na ja, das überraschende dabei war ja das, wenn man sich in einem gewissen Bereich spezialisiert hat und in diesem Bereich auch anerkannt wird, dann in diesem Bereich keinen Job mehr zu kriegen. Das war überraschend, nicht. Weil ich höre immer noch vom Sozialminister, vom AMS, das Fähigkeiten und Kenntnisse einfach dann natürlich auch zu einem Job führen. Und ich war zwei Jahre arbeitslos, glaube ich, da war ich eingeladen im ORF am Sonntagabend zu einer Live-Diskussion. (.) Und da war der Professor Marin (?) dabei und ein bekannter Headhunter. Und die haben beide zu mir gesagt, Herr Köhler, sie werden sehen, innerhalb von einem Jahr haben sie einen Job. Und ich hab mir die Kommentare erspart, weil ich mir gedacht habe, da reden wieder Leute (.) die keine Ahnung von der Praxis haben, von der Realität, nicht? Aber sie bemühen sich halt um irgendwie vielleicht Aufmunterung oder ähnliches. (.) Und diese allgemeine Geschichte zu sagen, es ist leichter mit einer Ausbildung einen Job zu kriegen, ist ja nur teilweise richtig, nicht. Wenn man sich anschaut, wie stark die Arbeitslosigkeit im letzten Jahr unter Akademikern gestiegen ist, dann weiß man, dass das halt lockere Sonntagssprüche von irgendwelchen Berufspolitikern sind, die aber weniger mit der Realität zu tun haben.“ (Interview mit Peter, Absatz 26)



Auch dieser Befund wird an einem Beispiel der eigenen Erfahrung erzählt. Im Erfahrung hatte Peter zwar nicht direkt mit Berufspolitikern zu tun; dadurch, dass er vor dem konkreten Beispiel jedoch auf den Sozialminister verweist, erhebt er den Anspruch diese Erfahrung verallgemeinern zu können. Er erkennt die Trost spendende Intention hinter solchen Aussagen zwar an, macht aber auch klar, dass diese die Not betroffener Personen nicht lindern.

Haltung verstehe ich als ein Set an Überzeugungen und Werten, die ein Subjekt in der Welt orientieren. Ich verstehe sie als innersubjektiven Komplementär zum Habitus-Begriff. Der Unterschied liegt meines Erachtens aber in einer dem Haltungsbegriff eingeschriebenen selbst-bewussten Reflexivität:

„Haltungen perspektivieren uns selbst als relationale Wesen, denen Selbst- wie Außenbezüge möglich und offenbar auch konstitutiv sind. Damit ist eine ganz praktische Form selbstkonstituierender Reflexivität umschrieben und damit bezeichnet der Reflexionsbegriff hier jedoch weniger ein Theoretisches als vielmehr einen tätigen, praktischen und erlebten Bezug, der konstitutiv auf einen Umgang mit sich und anderen angewiesen ist.“ (Kurbacher 2006)

Diese Orientierungsfunktion setzt auch Grenzen in der Interaktion mit anderen. Kritische Momente können dann entstehen, wenn diese Grenzen verletzt werden. In solchen Situationen können Personen herausgefordert werden für ihre Überzeugungen einzustehen auch wenn dies in Irritation und Konfrontation enden mag. So geschah es, als Jürgen und ich für den Verein zu einer Veranstaltung der Armutskonferenz nach Linz fuhren.

Diese Veranstaltung hatte zum Ziel die Möglichkeiten und Umsetzung der Partizipation von Selbsthilfeorganisationen in Oberösterreich zu evaluieren. Es war der Spätsommer des Jahres 2015, Hunderttausende Menschen waren in und nach Europa unterwegs um Schutz vor Krieg, Hunger und Armut zu suchen. An diesem Morgen begegneten Jürgen und ich vielen Flüchtenden am Wiener Westbahnhof von dem unsere Fahrt nach Linz startete.

An der Veranstaltung nahmen Vertreter\_innen von Patient\_innen-, Obdachlosen- und anderen Selbsthilfegruppen teil. Alle Anwesenden waren weiß und offensichtlich österreichische Staatsbürger\_innen. Im Rahmen einer Gruppenarbeit wurden im zweiten Teil der Veranstaltung verschiedene Themen des Feldes Partizipation bearbeitet. Zusammen mit Jürgen und einer weiteren Teilnehmerin erarbeiteten wir Ideen wie Partizipation möglichst niedrigschwellig ermöglicht werden

kann. Dazu gehörte zum Beispiel der Vorschlag entsprechenden Internetauftritte mehrsprachig zur Verfügung zu stellen, um nicht schon durch sprachliche Barrieren Exklusionsprozesse zu befördern. Mir wurde dann von Jürgen die Aufgabe zugewiesen unsere Vorschläge vorzustellen, da ich mich am besten ausdrücken könne, woraufhin sich Folgendes zutrug:

„Jürgen und Margit schicken mich dann nach vorne und ich erläutere das in knappen Worten, verbinde dies auch mit einer Kritik, dass bei der heutigen Veranstaltung nur weiße, deutschsprachige Menschen anwesend sind, obwohl vom Thema Armut viel mehr Gruppen von Menschen betroffen sind.[...] Nach dem alle Gruppen ihre Ideen vorgestellt haben wird die Veranstaltung durch eine Blitzlichttrunde beendet, in der die Teilnehmer\_innen ein kurzes Fazit ziehen und Feedback geben sollen. Kurz bevor ich an der Reihe bin äußert einer der Teilnehmer den Wunsch, dass „doch auf uns nicht vergessen wird, wenn jetzt alle über die Flüchtlinge reden“. Dies macht mich sehr wütend und ich sage nicht mehr, was ich eigentlich wollte, sondern kritisiere das mit deutlichen Worten: „Es ist für eine solche Plattform vollkommen unangebracht, die eigenen Interessen auf dem Rücken von Menschen einzufordern, denen es mindestens genauso schlecht geht, wenn nicht noch schlechter.“ Jürgen ist nach mir an der Reihe und fordert auf seinen Eindrücken vom Westbahnhof am Morgen beruhend dazu auf mit Flüchtlingen solidarisch zu sein.“ (Feldnotizen 11.09.2015, Absatz 1)

Was passierte in dieser Situation? Ich stand stark unter dem Eindruck der Bilder vom Morgen und nahm an einer Veranstaltung teil deren Thema die Teilhabe von Menschen, die sich zweifelsohne in prekären Lagen befinden war. Nach allerlei Beklagen über deren Situation ohne die eigene, relational gesehen, immer noch privilegierte Situation zu reflektieren und den Blick auf andere zu richten und sich solidarisch zu zeigen, brachte die Wortmeldung bei der Blitzlichttrunde sprichwörtlich das Fass zum Überlaufen. Bei der Vorstellung der Ergebnisse der Gruppenarbeit hatte meine Kritik auch die Funktion, meine Haltung klarzumachen. Mit seiner Äußerung überschritt der Teilnehmer jedoch die Grenzen des für mich Sag- und Ertragbaren. Ein Eintreten, um die eigenen Pfründe zu sichern und offen gegen Unterstützung für flüchtende Menschen zu agitieren konnte ich in Anbetracht der humanitären Notlage nicht hinnehmen. Eine produktive Zusammenarbeit erschien mir unter diesen Vorzeichen nicht zu realisieren und so konfrontierte ich die Versammlung mit dem für mich augenscheinlichen Rassismus und Xenophobie, ein Scheitern weiterer Interaktion in Kauf nehmend.<sup>79</sup>

---

<sup>79</sup> Hier zeigt sich auch, wie fließend die Grenzen zwischen Forschung und Aktivismus sein können.

Im Interview macht auch Jürgen seine Haltung klar als wir über seinen Weg ins politische Engagement sprachen. Er beschreibt dann Erfahrungen aus Kursen, wobei unklar blieb ob er diese gemacht hatte oder er sich auf Berichte anderer stützte:

„Und in den Kursen umso schlimmer. Weil da hat man mit Trainern zu tun, die glauben (.) sie müssen die Leute sanktionieren. Also die drohen ständig mit Sanktionen. Es wird/ ständig wird gedroht sie bekommen eine Sperre, wenn sie das nicht machen. Wenn sie mit dem Kaffeebecher durch das Stiegenhaus gehen. Das ist verboten. Das ist verboten, das ist verboten, da sind Verbote. Und rechnen sie immer damit, wir können sie dann melden an das AMS und dann werden sie aus dem Kurs ausgeschlossen und dann bekommen sie eine Sperre. Und die Sperre kann dann bis zu sechs Wochen gehen, das heißt, da bekommen sie die Bezüge nicht. So kann man mit Leuten nicht umgehen. Vor allem nicht mit Leuten, die arbeitslos sind, weil für die sind/ die sind eh schon traumatisiert. Und jetzt haben sie noch solche Idioten dort sitzen, die dauernd mit dem Rohrstock kommen und die wortwörtlich zu/ vor allen anderen sagen, sie, ich warne sie, sie stehen unter Beobachtung. [...] Trendwerk und alle diese Ganoven, die nur verdienen dauernd an diesen Arbeitslosen. Und natürlich die Caritas, das Hilfswerk und alle die, die sich so/ ACH so menschenfreundlich geben, die haben dann günstig diese Leute und die werden dann auch noch vom AMS gezahlt. (.) Lustig, nicht? Und (unverständlich) und in den Kursen wird einem damit noch gedroht. Wenn sie dort nicht (unverständlich) kommen, passen sie auf, da können sie dann alte Textilien schlichten. Oder im Sozialmarkt Regale nach schlichten. Da habe ich mir gedacht, das kann es ja nicht sein, wie gehen die mit den Leuten um, das ist unglaublich.“  
(Interview mit Jürgen, Absatz 15-17)

Jürgen beschreibt hier wie mit Menschen während Kursen umgegangen wird, die vom AMS angeordnet wurden. Mögliche Sanktionen – sprich der Wegfall der Bezüge – werden von Trainern angedroht um die Teilnehmer\_innen zu disziplinieren. Das angebliche Verbot mit einem Kaffeebecher durch ein Treppenhaus zu gehen lässt sich als eine Übertreibung deuten, welche die Absurdität des Ganzen zeigen soll. Es wird deutlich, dass er diesen Umgang mit Betroffenen als nicht angemessen empfindet, da sie zum einen mündige Bürger sind, die nicht bevormundet werden müssen und zum anderen die stetige Androhung von Strafen aufgrund ihrer Situation als kontraproduktiv behauptet.<sup>80</sup> Er sieht hinter den Angeboten von Organisationen wie der Caritas und anderen eben keine Fürsorge sondern – seiner kapitalismuskritischen Überzeugung folgend – einen weiteren Auswuchs der Ausbeutung des Menschen, der letztlich darauf zielt Profit zu erzielen. Sprachlich wird dies durch die Betonung des *Ach* markiert.

Die Behandlung erwerbsarbeitsloser Personen in den Kursen durch die Trainer, die Androhung der Sanktionen und der ausgeübte Zwang sind nicht mit Jürgens Vorstellungen eines würdigen Umgangs mit ihnen vereinbar. Zu diesem Regime stellt

---

<sup>80</sup> Herbert spricht hier auch in der dritten Person über die Arbeitslosen. Damit zählt er sich selbst nicht zu ihnen dazu.

er sich in dieser Geschichte in Opposition. In Jürgens Darstellung scheinen die Maßnahmen, zu denen erwerbsarbeitslose Menschen geschickt werden, das fortzuschreiben, was Johannes Moser schon für die Meldung der Erwerbsarbeitslosigkeit und die Prüfung der Berechtigung festgehalten hat:

„Der Arbeitslose muss sich einer mühseligen und oftmals *erniedrigenden* Anmeldeprozedur unterziehen, bei der seine Anwartschaft von einem Beamten der Arbeitsmarktverwaltung auf das genaueste überprüft wird; ähnlich einem *advocatus diaboli* bei der Überprüfung einer Heiligsprechung.“ (1993: 111; Hervorhebung durch mich)

## 7. FAZIT

Die Akteur\_innen des Vereins reagieren auf die für sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihrer Erwerbsverläufe eintretende Erwerbsarbeitslosigkeit sehr unterschiedlich. Für Peter war dies nach einer erfolgreichen Karriere ein Schock, Heike war aufgrund ihres Alleinerziehenden-Daseins zwar damit vertraut, aber dennoch überrascht von der Dauer, die mit einem gewissen Alter eintrat und schließlich zeitigte der Versuch ihre Arbeitsfähigkeit aufrechtzuerhalten ernsthafte gesundheitliche Konsequenzen. Jürgen hingegen musste sich dem Prozedere fügen, um grundlegende Ansprüche gegenüber dem österreichischen Sozialstaat geltend machen zu können. Entsprechend kontingent sind die Erzählungen über das spezifische empirische Datum.

In ihrer Erwerbsarbeitslosigkeit sind die Erfahrungen der Protagonist\_innen jedoch alle sehr ähnlich: sie berichten von für sie sinnlosen Maßnahmen, Kursen und sozialökonomischen Beschäftigungen. Sie erzählen von einem Regime, das Zuwiderhandlungen konsequent zu strafen droht und mögliche Sanktionen als stetig verfügbares Damoklesschwert führt. Diesem Regime widersetzen sich die Mitglieder\_innen des Vereins auf kreative und subversive Weise. Sie bedienen sich dabei auch kanonischer Erzählstrategien des Kampfes vermeintlich Machtloser gegen die Mächtigen. Diese Erzählungen sind – im Rahmen des Stammtisches – auch als gemeinschaftsbildende Tätigkeiten aufzufassen.

In die kulturwissenschaftliche Erzählforschung führe ich in der weiteren Auseinandersetzung mit meinem Material den Begriff der Haltung ein. Haltung meint hierbei ein spezifisches Set an Überzeugungen den Umgang mit anderen Menschen betreffend. Dieses Set basiert auf einer Vorstellung vom Menschen als

vernunftbegabtes, mit Respekt zu behandelndem Wesen. Werden diese Bedingungen – verstanden als nicht hintergehbare *conditio sine qua non* – nicht erfüllt, werden negative Auswirkungen von Interaktionen billigend in Kauf genommen. Indem die Akteur\_innen Geschichten erzählen, in denen sie aufgrund ihrer Haltungen auch konfrontativ auftreten, schaffen sie spezifische narrative Identitäten und positionieren sich zum Erzählten. Oft geschieht dies geschickt und verunmöglicht den Zuhörer\_innen teilweise andere Deutungen zu behaupten (Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 180).

Haltung ermöglicht aber auch den Widerstand gegen dominierende Subjektivierungsregime und stellt eine Ressource dar, den Zumutungen unserer neoliberalen und xenophoben Gegenwart zu trotzen.

## 8. LITERATURVERZEICHNIS

Abendroth, Wolfgang (1997): Einführung in die Geschichte der Arbeiterbewegung. Heilbronn.

Aner, Kirsten/Hammerschmidt, Peter (2010) Zivilgesellschaftliches Engagement des Bürgertums vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Weimarer Republik. In: Olk, Thomas/Klein, Ansgar/Hartnuss, Birger (Hg.) Engagementpolitik. Die Entwicklung der Zivilgesellschaft als politische Aufgabe. Wiesbaden, 63-96.

Atzmüller, Roland (2009): Die Entwicklung der Arbeitsmarktpolitik in Österreich. Dimensionen von Workfare in der österreichischen Sozialpolitik. In: Kurswechsel 4/2009, 24-34.

Atzmüller, Roland et. al. (2012): Innere Aushöhlung und Fragmentierung des österreichischen Modells. Zur Entwicklung von Arbeitslosigkeit, prekärer Beschäftigung und Arbeitsmarktpolitik. In: Scherschel et. a. (Hg.): Neue Prekarität. Frankfurt/Main u. New York, 75-109.

Atzmüller, Roland/Köchler, Sylvia/Riesenecker-Caba, Thomas (2006) Wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung der Wiener sozialintegrativen Unternehmen, FORBA-Forschungsbericht Nr. 06/2006, Wien.

Bachmann-Medick, Doris (2010): Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften. Reinbek.

Bachmann, Götz (2002): Teilnehmende Beobachtung. In: Kühl, Stefan/Strodtholz, Petra (Hg.): Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch. Reinbek, 323-360.

Bausinger, Hermann (1958): Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: Fabula 1, 239-254.

Bausinger, Hermann (1977): Alltägliches Erzählen. In: Ranke, Kurt et. al. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 1. Berlin, 323-330.

Beck, Stefan (2009): Die Mobilisierung von Erfahrung. Anmerkungen zu Translationen para-ethnografischen Wissens. In: Dietzsch, Ina/Kaschuba, Wolfgang/Scholze-Irrnitz; Leonore (Hg.): Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme. Wien 2009, 221–238.

Biehl, Joao (2005). Vita. Life in a Zone of Social Abandonment. Berkeley.

Bierbrichler, Thomas (2014) : Demokratie als Problem. In: Zeit Online vom 25. September 2014. Online unter: <http://www.zeit.de/2014/38/neoliberalismus-august-von-hayek-kapitalismus/komplettansicht> [letzter Aufruf 04. Dezember 2018]

Binder, Beate (2015): Caféhausimpressionen. Von intimen Öffentlichkeiten, emotionalen Räumen und großstädtischen Erfahrungen. In: Berliner Blätter 69, 163-176.

Birkner, Karin (2006): Subjektive Krankheitstheorien im Gespräch. In: Gesprächsforschung 7, 152-183.

Blumhagen, Christian (2014): Umgang mit Bürger\_innen. Zur Herstellung und Aufrechterhaltung von Ordnung in einem Berliner Bürgeramt. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur.

Bogumil, Jörg/Jann, Werner (2009): Verwaltung und Verwaltungswissenschaft in Deutschland. Einführung in die Verwaltungswissenschaft. Wiesbaden.

Boltanski, Luc/Chiapello, Eva (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.

Bourdieu, Pierre (1997) Das Elend der Welt. Konstanz.

Bourdieu, Pierre (1998): Prekarität ist überall. Online unter: <http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/bourdieu%20-%20prekaritaet.pdf> [letzter Aufruf 04. Dezember 2018]

Bourdieu, Pierre (2015): Was heisst Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Mit einer Einführung von John B. Thompson. Wien.

Boyer, Dominic (2006): Conspiracy, History, and Therapy at a Berlin ‚Stammtisch‘. In: American Ethnologist 33(3), 327-339.

Breidenstein, Georg et. al. (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz/München.

Bröckling, Ulrich (2012): Die Arbeit des unternehmerischen Selbst. In: Gegenblende 14, 13-29.

Bröckling, Uwe (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/Main.

Brose, Hanns-Georg (2003): Die Subversion der Institution – Über Riesters Rente, lebenslanges Lernen und andere Kleinigkeiten. Online unter: [https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/13170/ssoar-2003-brose-die\\_subversion\\_der\\_institution.pdf?sequence=1](https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/13170/ssoar-2003-brose-die_subversion_der_institution.pdf?sequence=1) [letzter Aufruf 04. Dezember 2018]

Bude, Heinz (2008): Das ‚Serendipity Pattern‘. Eine Erläuterung am Beispiel des Exklusionsbegriffs. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt/Main, 260-278.

Bude, Heinz/Willisch, Andreas (2006): Das Problem der Exklusion. In: Dies. (Hg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg, 7-23.

Bunz, Mercedes (2012): Die stille Revolution. Berlin.

Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz.

Clifford, James (1986): Introduction: Partial Truths. In: Ders./Marcus, George E.: Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley u.a., 1-26.



Dahrendorf, Ralf (1983): Die Chancen der Krise. Stuttgart.

De Certeau, Michel (1988): Die Kunst des Handelns. Berlin.

Deppermann, Arnulf (2008): Gespräche analysieren. Eine Einführung. Wiesbaden.

Dieckmann, Martin (2005): Die Widerruflichkeit der Normalität. Über Prekarität und Prekarisierungen. Referat auf dem BUKO-Kongress in Hamburg. In: grundrisse\_15\_2005, 8-14.

Diewald, Martin (2010): Lebenslaufregime: Begriff, Funktion und Hypothesen zum Wandel. In: Bolder, Axel et.al. (Hg.): Neue Lebenslaufregimes – neue Konzepte in der Bildung Erwachsener? Wiesbaden, 25-41.

Dimmel, Nikolaus (2009): Sozialhilfepolitik – Welfare to Work. Policy-Wandel der österreichischen Sozialhilfepolitik? In: Kurswechsel 4/2009, 35-45.

Dombois, Rainer (1999): Der schwierige Abschied vom Normalarbeitsverhältnis. Online unter: <http://www.iaw.uni-bremen.de/downloads/Dombois-Der-schwierige-Abschied.pdf> [letzter Aufruf: 04. Dezember 2018]

Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden, 285-301.

Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen (1979): Sprachliche Handlungsmuster. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, 242-274.

Emerson, Robert M. (2011): Writing Ethnographic Fieldnotes. Chicago.

Esping-Andersen, Gosta (1990): The three worlds of welfare capitalism. Princeton.

Fischer, Helmut (2010): Narrative Reaktionen. Über das Erzählen nach auffälligen Ereignissen. In: Marzolph, Ulrich (Hg.): Strategien des populären Erzählens. Kongressakten der Bursfelder Tagung der Kommission Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Münster, 37-49.

Fritsch, Nina-Sophie/Teitzer, Roland/Verwiebe, Roland (2014): Arbeitsmarktflexibilisierung und wachsende Niedriglohnbeschäftigung in Österreich. Eine Analyse von Risikogruppen und zeitlichen Veränderungen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 39, 91-110.

Fritsch, Nina-Sophie/Verwiebe, Roland (2011): Working poor. Trotz Einkommen kein Auskommen. In: SWS-Rundschau 51(1), 5-23.

Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/Main.

Gingrich, Andre (2006): Neo-nationalism and the Reconfiguration of Europe. In: Social Anthropology 14(2), 195-217.

Götz, Irene/Lemberger, Barbara/Lehnert, Katrin/Schondelmayer, Sanna (2010): Mobilitäten in gegenwärtigen Arbeitsgesellschaften. Eine Einführung. In: Dies. (Hg.): Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. Frankfurt/Main, 9-28.

Günthner, Susanna/Knoblauch, Hubert (1994): "Forms are the Food of Faith". Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4, 693-723.

Heitzmann, Karin/Österle, August (2008): Lange Traditionen und neue Herausforderungen: Das österreichische Wohlfahrtssystem. In: Schubert, Klaus/Hegelich, Simon/Bazant, Ursula (Hg.): Europäische Wohlfahrtssysteme. Ein Handbuch. Wiesbaden, 47-69.

Helfferrich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual zur Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden.

Hirschauer, Stefan (2001): Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. In: Zeitschrift für Soziologie 30, 429-451.

Hoffrogge, Ralf (2011): Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland. Stuttgart.

Honegger, Claudia/Neckel, Sighard/Magnin, Chantal (2010) (Hg.): Strukturierte Verantwortungslosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt. Berlin.

Jaeger, Stephan (2009): Erzählen im historiographischen Diskurs. In: Klein, Christian/Martínez, Matías (Hg.): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens. Stuttgart/Weimar, 110-135.

Jahoda, Marie/ Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt/Main.

Karakayali, Serhat/Tsianos, Vassilis (2002): Migrationsregimes in der Bundesrepublik Deutschland. Zum Verhältnis von Staatlichkeit und Rassismus. In: Bojadzije, Manuela/Demirovic, Alex (Hg.): Konjunkturen des Rassismus. Münster, 246-267.

Kaschuba, Wolfgang (2006): Einführung in die Europäische Ethnologie. München.

Katschnig-Fasch, Elisabeth (2003): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien.

Keppler, Angela (1988): Beispiele in Gesprächen. Zu Form und Funktion exemplarischer Geschichten. In: Zeitschrift für Volkskunde 84(1), 39-57.

Keppler, Angela (1994): Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt/Main.

Klausner, Martina (2012): Klassifikationen und Rückkopplungseffekte. In: Beck, Stefan/Niewöhner, Jörg/Sorensen, Estrid (Hg.): Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld, 275-298.

Klein, Christian/Martínez, Matías (2009): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens. In: Dies. (Hg.): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens. Stuttgart/Weimar, 1-13.

Knoblauch, Hubert (1996): Einleitung: Kommunikative Lebenswelten und die Ethnographie einer ‚geschwätzigen Gesellschaft‘. In: Ders. (Hg.): Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz, 7-30.

Köllen, Thomas (2016): Arbeitssituation und Arbeitsklima für Deutsche in Österreich. Online unter: [http://www.koellen.eu/mediapool/89/894423/data/Koellen\\_-\\_Deutsche\\_in\\_Oesterreich.pdf](http://www.koellen.eu/mediapool/89/894423/data/Koellen_-_Deutsche_in_Oesterreich.pdf) [letzter Aufruf 04.12.18]

Konietzka, Dirk/Sopp, Peter (2006): Arbeitsmarktstrukturen und Exklusionprozesse. In: Bude/Willisch (Hg.): Das Problem der Exklusion. Hamburg, 314-341.

Köppe, Tilmann/Kindt, Tom (2014): Erzähltheorie. Eine Einführung. Stuttgart.

Kreisky, Eva (2002): In Konvergenz der Interessen: Neoliberale Praktiken und rechtspopulistische Regulierung sozialen Protestes. In: Bojadzijeve, Manuela/Demirovic, Alex (Hg.): Konjunkturen des Rassismus. Münster, 50-89.

Krenn, Manfred (2012): Bedrohliche (De-)Aktivierung. Sozialhilfebeziehende zwischen symbolischer Gewalt, Existenznot und Armutsfalle. In: Scherschel et. al. (Hg.): Neue Prekarität. Frankfurt/Main, New York, 269-289.

Kuhn, Axel (2004): Die deutsche Arbeiterbewegung. Stuttgart.

Kurbacher, Frauke Annegret (2006): Was ist Haltung? Philosophische Verortung von Gefühlen als kritische Sondierung des Subjektbegriffs. In: Magazin für Theologie und Ästhetik 43; online unter: <https://www.theomag.de/43/fk6.htm> [letzter Zugriff 04. Dezember 2018]

Lehmann, Albrecht (1979/80): Autobiographische Methoden. Verfahren und Möglichkeiten. In: *Ethnologia Europaea* 11, 36-54.

Lehmann, Albrecht (1980): Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: *Fabula* 21, 56-69

Lehmann, Albrecht (1993): Zur Typisierung alltäglichen Erzählens. In: Jung, Thomas/Müller-Doohm, Stefan (Hg.): *Wirklichkeit im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt/Main, 431-437.

Lehmann, Albrecht (2007): *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens*. Berlin.

Lehnert, Katrin (2009): „Sozialschmarotzer“ versus „Arbeitskraftunternehmer“. Aktuelle Hintergründe der Sozialmissbrauchsdebatte. In: : Herlyn, Gerrit/Müske, Johannes/Schönberger, Klaus/Sutter, Ove (Hg.): *Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen*. München und Mering, 245-264.

Leibetseder, Bettina (2012): Spaltung oder gesellschaftliche Stratifizierung durch Sozialpolitik? In: *Kurswechsel* 3/2012, 21-29.

Lindner, Rolf (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77, 51-66.

Lindner, Rolf (2002): Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts. In: In: Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart (Hg): *Kulturwissenschaften. Forschung, Praxis, Positionen*. Wien, 69–87.

Löffler, Klara (1999): Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin.

Lofland, John (1979): ‚Feld-Notizen‘. In: Gerdes, Klaus (Hg.): Explorative Sozialforschung. Stuttgart, 110-120.

Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2004): Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung 5, 166-183.

Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang (2005): Arbeitslosigkeit. In: Abraham, M./Hinz, Th. (Hg.): Arbeitsmarktsoziologie. Wiesbaden, 199-239.

Lutz, Ronald (2000): Riskante Herausforderungen. Erfahrungsmuster und Bewältigungsstrategien Arbeitsloser. In: Götz, Irene/Wittel, Andreas: Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation. Münster, 123-140.

Martin, Hans-Peter/Schumann, Harald (1996): Die Globalisierungsfalle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand. Reinbek.

Meyer, Silke (2014): Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode Methode der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110(2), 243-268.

Michel, Gabriele (1985): Biographisches Erzählen – zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtstradition. Tübingen.

Moser, Johannes (1993): „Jeder, der will, kann arbeiten.“ Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit. Wien/Zürich

Moser, Johannes (1999/2000): Time is what you make out of it. Zeitwahrnehmung und Zeitverwendung von Arbeitslosen. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 33, 67–79.

Nipperdey, Thomas (1972): Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: Boockmann, Hartmut (Hg.): Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland. Göttingen, 1-43.

O'Reilly, Karen (2009): Key Concepts in Ethnography. London.

Oxfam (2016): An Economy for the 1%. How privilege and power in the economy drive extreme inequality and how this can be stopped. Online unter: <https://www.oxfam.de/system/files/bp210-economy-one-percent-tax-havens-180116-en.pdf> [letzter Aufruf 04. Dezember 2018]

Pelinka, Anton (1998): Austria. Out of the Shadow of the Past. Boulder.

Raunig, Gerald/Wuggenig, Ulf (Hg.): Kritik der Kreativität. Für eine Erneuerung der Sozialkritik. Luc Boltanski und Eve Chiapello im Gespräch mit Yann Moulier Boutang. Wien 2007, S. 167- 180.

Rehbein, Jochen (1980): Sequentielles Erzählen. Erzählstrukturen von Immigranten bei Sozialberatungen in England. In: Ehlich, Konrad (Hg.): Erzählen im Alltag. Frankfurt/Main, 64-108.

Rolshoven, Johanna (2013): What about Cultural Studies in Architecture? In: Rolshoven, Johanna/Omahna, Manfred (Hg.), Reziproke Räume – Texte zu Kulturanthropologie und Architektur. Marburg, 14-24.

Rose, Nikolas/Miller, Peter (1992): Political Power beyond the State: Problematics of Government. In: British Journal of Sociology 43(2), 173-205.

Roth, Klaus (1991): Erzählen im sozialistischen Alltag. Beobachtungen zu Strategien der Lebensbewältigung in Südosteuropa. In: Zeitschrift für Volkskunde 87, 181-195

Scherschel, Karin et. al. (2012): Neue Prekarität. Die Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik. Frankfurt/Main und New York.

Schiek, Daniela (2012): Über das gute Leben. Zur Erosion der Normalbiographie am Beispiel von Prekarität. In: BIOS 25(1), 50-68.

Schmeiser, Martin (2006): Von der „äußeren“ zur „inneren“ Institutionalisierung des Lebenslaufs. Eine Strukturgeschichte. In: BIOS 19(1), 51-92

Schmid, Josef (2010): Wohlfahrtsstaaten im Vergleich. Soziale Sicherung in Europa: Organisation, Leistungen, Finanzierung und Probleme. Wiesbaden.

Schmid, Wolf (2014): Elemente der Narratologie. Berlin und Boston

Schmidt-Lauber, Brigitta (2005): Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben - Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin 2005, 145-162.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2017a): Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Göttisch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, 219-248.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2017b): Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Göttisch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, 169-188.

Schultheis, Franz (2010): Transformationen der Arbeitswelt. Qualitative Forschung in der Tradition der kritischen Gesellschaftsanalyse Pierre Bourdieus. In: Götz, Irene et. a. (Hg.) (2010): Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. Frankfurt/Main, 203-224.

Schultheis, Franz/Schulz, Kristina (Hg.) (2005): Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag. Konstanz.



Schwenzer, Viktoria (1997) Bei Bohne. Einblicke in ein dörfliches Industriearbeitermilieu. In: Dies. et. al. (Hg.): Skizzen aus der Lausitz. Region und Lebenswelt im Umbruch. Köln/Wien/Weimar, 269-292.

Schwibbe, Gudrun (2013): Erzählungen vom Anderssein. Linksterrorismus und Alterität. Münster.

Seifert, Manfred (2009): Prekarisierung der Arbeits- und Lebenswelt. Kulturwissenschaftliche Reflexionen zu Karriere und Potenzial eines Interpretationsansatzes. In: Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/Main und New York, 31-53.

Seifert, Manfred (2015): Personen im Fokus. Zur Subjektorientierung in der Europäischen Ethnologie, in: Zeitschrift für Volkskunde 111, 5-30.

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.

Sennett, Richard (2005): Die Kultur des Neuen Kapitalismus. Berlin.

Smoliner, Stefanie (2011): Ungleichheiten auf dem österreichischen Arbeitsmarkt. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 3, 95-108.

Spradley, James (1980): Participant Observation. New York.

Streeck, Wolfgang (2015a): Wie wird der Kapitalismus enden? In: Blätter für deutsche und internationale Politik 3/2015, 99-111

Streeck, Wolfgang (2015b): Wie wird der Kapitalismus enden? Teil II. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 4/2015, 109-120

Sutter, Ove (2012): Performative Aufwertungen von Arbeitskraft – Autobiographisches Erzählen über umkämpfte Arbeitsmärkte. In: Tauschek, Markus (Hg.): Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken. Münster u.a. 2012, S. 301–318.

Sutter, Ove (2013): Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus. Frankfurt/Main und New York.

Thompson, John B. (2015): Einführung. In: Bourdieu, Pierre: Was heißt Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien, 1-36.

Vester, Michael (2006): Der Kampf um soziale Gerechtigkeit. Zumutungen und Bewältigungsstrategien in der Krise des deutschen Sozialmodells. In: Bude, Heinz/Willisch, Andreas: Das Problem der Exklusion. Hamburg, 243-293.

Vester, Michael (2009): Arbeitsteilung, Arbeitsethos und die Ideologie der Entgrenzung. In: Herlyn, Gerrit/Müske, Johannes/Schönberger, Klaus/Sutter, Ove (Hg.): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München und Mering, 21-50.

Vester, Michael (2010): Klassengesellschaft in der Krise. Von der integrierten Mitte zu neuen sozialen und politischen Spaltungen. In: Götz, Irene/Lemberger, Barbare (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/Main und New York, 55-106.

Vocelka, Karl (2002): Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik. München.

Voß, Günter. G./Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 131-158.

Warneken, Bernd Jürgen (1978): Der sozialkritische Witz als Forschungsproblem. In: Zeitschrift für Volkskunde, 20-29

Warneken, Bernd Jürgen (2006): Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung. Wien/Köln/Weimar.

Wietschorke, Jens (2014): Historische Kulturanalyse. In: Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern, 160-176.

Wolff, Stephan (2000): Wege ins Feld - Varianten und ihre Folgen für die Beteiligten und die Forschung. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst /Steinke, Ines (Hg.), Qualitative Forschung: Ein Handbuch. Reinbek, 334-349.

## **9. ANHANG**

### **9.1. ABSTRACT/ZUSAMMENFASSUNG**

Spätestens mit der ersten Koalitionsregierung von ÖVP und FPÖ unter Wolfgang Schüssel ist das bisherige Wohlfahrtsregime Österreichs unter Druck geraten. Der Paradigmenwechseln von welfare zu workfare ging mit Einschnitten einher, die Bezieher\_innen staatlicher Hilfen im Falle von Erwerbsarbeitslosigkeit hart getroffen haben. Zu den im besonderen Maße Betroffenen gehören ältere Erwerbsarbeitslose, die auf dem Arbeitsmarkt gemeinhin als schwierig zu vermitteln gelten. In dieser Arbeit untersuche ich wie die Transformationen des Wohlfahrtsstaates von den Mitglieder\_innen eines Selbsthilfevereins für ältere Erwerbsarbeitslose verarbeitet werden. Im Rahmen von teilnehmender Beobachtung beim wöchentlichen Stammtisch und qualitativen Interviews frage ich danach, wie diese Veränderungen im Erzählen der Protagonist\_innen verhandelt werden. In den unterschiedlichen Erzählungen wird deutlich, dass sie nicht nur – wie in der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Erzählforschung dominierend – Selbstbilder performativ erzeugen, sondern auch ihren Erzählungen durch verschiedene Legimitierungsstrategien Allgemeingültigkeit verleihen. Überdies artikulieren sie Voraussetzungen für gelingende politische Beteiligung Betroffener und führen sprachlich einen Kampf um Anerkennung und gegen dominante Subjektivierungsregime auf.